

*Anja Lobenstein-Reichmann /
Oskar Reichmann (Hgg.)*

Neue historische Grammatiken

Zum Stand der Grammatikschreibung
historischer Sprachstufen des Deutschen
und anderer Sprachen

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2003



Reihe Germanistische Linguistik

Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Vladimir M. Pavlov zugewidmet

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-31243-2 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Hanf Buch- und Mediendruck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Nädle Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

Prinzipien der Grammatik

1. Einleitung
2. Das synchronizistische Erbe
3. Das skriptizistische Erbe
4. Literalisierung, Kognition, Grammatik
5. Propädeutisches zu den Prinzipien
6. Prinzipien der (dynamischen) Grammatik
7. Fazit
8. Literatur

1. Einleitung

Als künftiger Autor der „Neuhochdeutschen Grammatik“ in der „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ ist man doppelt in die Zange genommen. Denn einerseits hat man die Verpflichtung und auch den Willen, eine ehrwürdige Tradition historischer Grammatikschreibung würdig fortzusetzen. Andererseits muss man auch den theoretischen Anforderungen genügen, die an Gegenwartsgrammatiken gestellt werden. Schließlich mündet ja die eigene historische Beschreibung unmittelbar in die Beschreibung der Gegenwartssprache.

Die Situation ist also aus der Sicht der „Neuhochdeutschen Grammatik“ die: Man baut seit geraumer Zeit an einer Brücke von beiden Seiten des Flusses aus. Allerdings ist es unsicher, ob die Brückenbauer auf der jeweils einen Seite wirklich wissen bzw. wirklich daran interessiert sind, dass von der jeweils anderen Seite aus an derselben Brücke gebaut wird. Die jeweiligen Konstrukteure bzw. deren Erfahrungen, Überzeugungen, Techniken und Stoffe sind auf jeden Fall verschieden.

Für den potentiellen ‚Konstrukteur‘ einer „Neuhochdeutschen Grammatik“ wäre es natürlich ein Alptraum zu erleben, dass sich die zwei Brückenbögen in der Mitte nicht treffen würden. Es wäre ein Misserfolg, der zwar keinesfalls bloß auf seine Kappe ginge, den er aber alleine ausbaden müsste. Angesichts dieser schwierigen – oder besser gesagt: spannenden und anregenden – Situation hat er wohl keine andere Wahl, als zu versuchen, eine gründliche Diagnose aufzustellen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zu ziehen.

Die Diagnose sollte m.E. aus zwei Teilen bestehen. Einerseits sollte man *empirisch* überprüfen, ob es begründete Ängste sind, die das ‚Brückenproblem‘ heraufbeschwören, oder bloße Hysterie des ‚Konstruktors‘. Andererseits sollte man die *Theorien* zur Konstruktion untersuchen, ob sie zum Stoff, zur *matière*, passen. Denn mangels adäquater *points de vue* könnte die Konstruktion des *objet* gründlich schiefgehen (s. CLG_{fr}: 23).¹

Unter einer empirischen Diagnose verstehe ich *Viabilitätsanalysen*, d.h. Untersuchungen, die auf der methodologischen Basis des *Prinzips der Viabilität*, das ein Prinzip der sprachhistorischen Adäquatheit darstellt, arbeiten.² Wie eine Viabilitätsanalyse aussehen könnte, habe ich exemplarisch an der Serialisierung im Verbalkomplex zu zeigen versucht (Ágel 2001).

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags ist eine theoretische Diagnose. Deren Ergebnis wird die Formulierung einiger *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* ermöglichen. Diese Prinzipien sollen die Grundlegung neuer Grammatiktheorien – und natürlich auch die Aufstellung weiterer Prinzipien – anregen.

2. Das synchronizistische Erbe

Sprachen und deren Grammatiken sind historische Phänomene unabhängig davon, ob man sie synchron oder diachron betrachtet. Die führenden Grammatiktheorien des 20. Jhs. sind dagegen ahistorische Theorien. Damit stehen wir vor einer merkwürdigen und m.W. kaum reflektierten Diskrepanz zwischen der ‚Natur‘ des Gegenstandes ‚Grammatik‘ und der ‚Natur‘ von Grammatiktheorien. Während die führenden Grammatiktheorien des 20. Jhs. – kurz: die Grammatiktheorie – impliziert, dass ‚Zustand‘ die primäre, ja die eigentliche Seinsweise von Grammatik sei, fallen in der Seinsweise von Sprache, wie es von Coseriu (1974) zu Recht betont wird, ‚Zustand‘ und ‚Veränderung‘ zusammen.

¹ Hier konnte die Lommel'sche Übersetzung des CLG (= CLG_{dt}) nicht herangezogen werden, da Lommel den wichtigen Unterschied zwischen *matière* und *objet* nicht übersetzt (s. Hermanns 1992). Auch weiter unten werden noch einige Originaltermini verwendet, verwiesen wird aber nur noch auf den CLG_{dt}.

² Das Prinzip lautet (s. Ágel 2001: 192): Jede linguistische Beschreibung (bzw. Erklärung) muss mit der Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte des zu beschreibenden (bzw. zu erklärenden) Phänomens konform sein. Bezogen auf grammatische Strukturen: Die Beschreibung (bzw. Erklärung) einer aktuellen Struktur ist viabel, wenn sie sich in die Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte der Struktur fügt.

Man kann sich also des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die Grammatiktheorie wenig um die Zeitproblematik gekümmert hat, sich vielleicht auch wenig kümmern wollte. Sie steht damit – fast zweieinhalb Tausend Jahre nach Zenon aus Elea – immer noch auf seiner Seite, der er die Widersprüchlichkeit, ja die Unmöglichkeit der Bewegung zu beweisen suchte. Dynamik erscheint aus dieser Perspektive als ein Störfaktor, als ein absurder und wegzu erklärender Sonderfall von Statik.

Zenons Pfeil-Paradox lehrt uns, dass die Modellierung von Bewegung ausgehend von der Vorstellung von Zeit als einer Folge von diskreten Zeitpunkten ins Paradox des sich nicht bewegenden abgeschossenen Pfeils führt. Sollten sich die historischen Grammatiker auf Zenons Seite schlagen, hätten sie in der Tat keine andere theoretische Wahl, als die Grammatiktheorie – die Theorie der Zeitlosigkeit und Unbeweglichkeit – auf die Geschichte – auf Zeit und Bewegung – ‚anzuwenden‘. Die historische Grammatikforschung wäre somit auf die Grammatikschreibung reduziert und als eine Art angewandter Linguistik definiert: die Dynamikforschung als angewandte Disziplin der Statiktheorie.

Ich möchte nun dieses ‚Zenon-Problem‘ an einem Beispiel kurz verdeutlichen. Im Sinne der herkömmlichen strukturalistischen Auffassung bilden die folgenden NPn ein Singular-Paradigma:

duftender Kaffee (Nom.)
 duftenden Kaffee (Akk.)
 duftendem Kaffee (Dat.)
 duftenden Kaffees (Gen.)

Wenn das nun ein Paradigma ist, so stellen auch die Adjektivformen Glieder eines Paradigmas, des der starken Adjektivflexion, dar. Folglich gilt das Genitivflexiv *-(e)n* des Adjektivs in einer NP ohne Determinans ebenfalls als ein starkes Adjektivflexiv. In der Tat wird diese Auffassung in den meisten Gegenwartsgrammatiken vertreten (vgl. zuletzt Hoffmann/IdS-Grammatik 1997: 47).

Sprachhistorisch stellt sich jedoch die Frage, wie sich diese Konzeption mit der Tatsache vereinen lässt, dass sich im 17./18. Jh. ein Sprachwandel des Typs *duftendes* > *duftenden Kaffees* vollzog (s. Ágel 2000: 1859). Wenn die heutige Adjektivform *duftenden* stark flektiert ist, müsste die frühere Form *duftendes* ja erst recht als stark eingestuft werden. Die Anwendung der statischen Grammatiktheorie auf den Grammatikwandel mündet also entweder in die Konklusion, dass im 17./18. Jh. ein starkes Genitivflexiv durch ein anderes starkes, oder in die Konklusion, dass ein besonders starkes Genitivflexiv durch ein weniger starkes ersetzt wurde. Wohl gemerkt, die *sprachhistorische* Anwendung der ‚Zenon’schen‘ Grammatiktheorie hat *zwangsweise* zu einer Absurdität in der Beschreibung der *Gegenwartssprache* geführt.

Ich möchte das Ergebnis dieser knapp gehaltenen Diagnose das *synchronizistische Erbe* der Grammatikforschung nennen: synchron angelegte Theorien, jedoch synchrone wie diachrone grammatische Beschreibungen und Grammatikschreibung. Und wenn man bedenkt, dass die Grammatiktheorien gar nicht auf beliebige Synchronien angelegt sind, sondern eher nur auf das (europäisch-amerikanische) 20. Jh., so lässt sich das synchronizistische Erbe noch viel schärfer formulieren: Gegenwartsbezogene Theorien, jedoch gegenwartsbezogene wie historische grammatische Beschreibungen. Damit ist offensichtlich, dass im 20. Jh. die gesamte historische – synchrone und diachrone – Grammatikforschung im Grunde ohne theoretische Überdachung geblieben ist. Folglich ist die Schuld an ihrer partiellen theoretischen Unmündigkeit keinesfalls nur den Sprachhistorikern in die Schuhe zu schieben.

3. Das skriptizistische Erbe

Nach meiner Einschätzung stellt das synchronizistische Erbe nur eine von zwei besonders schweren Hypotheken nicht nur für die historische Grammatikforschung, sondern auch für die Gegenwartsgrammatik und die Grammatiktheorie dar. Die andere schwere Hypothek soll das *skriptizistische Erbe* genannt werden. Worum geht es?

Die Sprachwissenschaft des 20. Jhs. hat ein Charakteristikum, das zwar eine lange und ehrwürdige – bis Aristoteles zurückzufolgende – Tradition hat, das aber nichtsdestotrotz sehr merkwürdig ist: Die einflussreichsten Linguisten des Jahrhunderts von Saussure über Bloomfield bis Chomsky halten das Verhältnis von ‚Sprache‘/Gesprochenem zur ‚Schrift‘/zum Geschriebenen für entweder gar kein oder für ein marginales Problem, das folglich bei der Theoriebildung keine Rolle spielen soll und darf, und betonen den absoluten Primat, ja sogar die Ausschließlichkeit des Gesprochenen (s. auch Erfurt 1996: 1399 mit kritischer Literatur). Die führenden Grammatik- und Sprachtheorien des 20. Jhs. sind also, um einen Ausdruck eines ihrer schärfsten Kritiker Jacques Derrida (1983: 53ff.) zu verwenden, per declarationem zutiefst logozentrisch. Im Folgenden möchte ich auf Saussure und Chomsky kurz eingehen.

Nach Saussure³ ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft ausschließlich das „mot parlé“:

³ Bekanntlich wird im linguistischen Diskurs unter ‚Saussure‘ (zwangsweise) nicht der Genfer Sprachwissenschaftler, sondern der CLG verstanden. Deshalb sind die Feststellungen, die sich nur auf das Metonym von Saussure beziehen können, ge-

Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt. (CLG_{dt}: 28)

„Mot parlé“ und „mot écrit“ verhalten sich wie Gesicht und Foto zueinander (ebd.): Letzteres sei lediglich ein Abbild von dem Ersteren.⁴

Nun könnte man meinen, dass Saussures Logozentrismus eine im Spiegel der modernen Fachliteratur einfach korrigierbare Auffassung darstellt. Die Sache ist aber komplizierter. Denn die Erhebung des „mot parlé“ auf das Siegerpodest stellt auch die in der modernen Linguistik als zentral angesehene Unterscheidung zwischen Langue und Parole grundsätzlich in Frage. Um dies nachzuweisen, muss der Begriff des „mot parlé“ hinterfragt werden.

Angesichts der Tatsache, dass der Saussure'sche Signifikant, das „image acoustique“, „nicht der tatsächliche Laut, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes“ ist (CLG_{dt}: 77), muss die Untersuchung der Ausdrucksseite des „mot parlé“ auf der primären Gegenstandsebene der Langue als eine Art (Sozialpsycho-)Phonologie betrieben werden. Demgegenüber können die Realisierungen des Signifikanten des „mot parlé“ auf der sekundären Gegenstandsebene der Parole als Objekte einer (Individualpsycho-)Phonetik rekonstruiert werden (s. auch Trabant 1996: 39ff.).

Saussure geht nun – im Gegensatz zu Chomsky – davon aus, dass Langue und Parole eng miteinander verbunden seien und dass sie sich gegenseitig bedingen würden (CLG_{dt}: 22). Diese Verbundenheit äußere sich u.a. im historischen Primat von „le fait de parole“ (ebd.). Infolgedessen könnte die Grundformel der Saussure'schen Sprachwandeltheorie (vereinfacht) wie folgt angegeben werden:

Sprachwandel = phonische Zeichenexemplare \Rightarrow phonologische Zeichen

Ganz abgesehen davon, dass hier unter ‚phonisch‘ nur die mediale Seite des Gesprochenen verstanden werden kann, besteht der Haupteinwand gegen diese Sprachwandelauffassung darin, dass sie sowohl die mediale als auch die

genüber dem Menschen sicherlich oft ungerecht. Dank Johannes Fehr wissen wir mittlerweile, dass der ‚wahre‘ Saussure ein viel subtilerer und skrupulöserer Denker war als der, der uns im Zerrspiegel des CLG erscheint (s. Saussure 1997).

⁴ Die Auffassung, dass die Schrift ein sekundäres, von der Sprache unabhängiges Zeichensystem darstelle, bedeutet gegenüber maßgeblichen theoretischen Positionen des 19. Jhs. (von der Gabelentz, Paul, Humboldt) zweifelsohne einen Rückschritt. Beispielsweise betont Humboldt (1988: 529), der die Schrift ebenfalls für ein sekundäres Zeichensystem hält, dass es „unvermeidlich (ist), dass sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch die Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte.“

konzeptionelle Seite des Geschriebenen ausklammert.⁵ M.a.W., das „mot écrit“ kann sich weder im medialen noch im konzeptionellen Sinne am Sprachwandel beteiligen. Würden nämlich auch graphische Zeichenexemplare bzw. konzeptionell geschriebene Ketten von Zeichenexemplaren am Sprachwandel teilhaben (dürfen), so hätte das die theoretische Implikation, dass auch das (medial und/oder konzeptionell) Geschriebene zur Formung der Langue beitragen könne, dass also Sprache/Gesprochenes und Schrift/Geschriebenes doch nicht unabhängig seien.

In der modernen Forschung gilt es aber als unumstritten, dass gesprochene und geschriebene Varietäten einander gegenseitig beeinflussen.⁶ Wenn folglich gesprochene wie geschriebene Varietätenrealisierungen als die Quellen des Sprachwandels angenommen werden müssen, so ist die Schlussfolgerung zwingend, dass die Langue oder die Langues von den graphischen Zeichenexemplaren bzw. den konzeptionell geschriebenen Ketten von Zeichenexemplaren der Parole nicht unabhängig sein können (s. auch Coulmas 1996: 306).⁷

Wir können festhalten, dass sich Saussures statischer Logozentrismus mit seiner dynamischen Auffassung von der Beziehung zwischen Langue und Parole nicht verträgt. Demnach ist seine Sprachtheorie mindestens in dem Sinne als progressiv zu bezeichnen, dass er nicht bestrebt ist, auch durch eine rigide Trennung von Langue und Parole den Nachweis der Äußerlichkeit des Geschriebenen zu erbringen.

Im Gegensatz zu Saussures dynamischer Langue/Parole-Konzeption ist Chomskys Auffassung von der Beziehung zwischen Kompetenz und Performanz statisch. Dies könnte im Hinblick auf die theoretische Kohärenz sogar als etwas Positives angesehen werden, wenn man bedenkt, dass Chomsky den statischen Logozentrismus Saussures nahtlos fortsetzt. Wie aber äußert sich Chomsky zum Problemkomplex ‚Sprache/Gesprochenes und Schrift/Geschriebenes‘?

Genau das ist der Punkt. Er äußert sich nämlich überhaupt nicht. Für ihn, der er aus der Linguistik eine naturwissenschaftliche Disziplin machen will,

⁵ Zu der Unterscheidung ‚Medium vs. Konzeption‘ vgl. Söll ³1985: 17ff. bzw. Koch/Oesterreicher 1985 und 1994. Eine weitere wichtige Unterscheidung im Anschluss an diese ist die zwischen ‚Verschriftung‘ und ‚Verschriftlichung‘. Unter ‚Verschriftung‘ verstehen Koch und Oesterreicher den medialen, unter ‚Verschriftlichung‘ den konzeptionellen Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994: 587).

⁶ Was umstritten ist, ist, ob diese Varietäten eigene Systeme (Langues) darstellen oder ob sie nur Parole-Varietäten desselben Systems sind.

⁷ Zum sog. schriftinduzierten Sprachwandel s. Erfurt 1996: 1393ff. Zum theoretischen Nachweis der Abhängigkeit s. z.B. Günther 1995, Krämer 1996 und Stetter 1999.

existiert das Problem – verständlicherweise – nicht. Folglich lässt sich seine einschlägige Auffassung in einer ersten Annäherung nicht aus Feststellungen, sondern eher *ex silencio* – aus seinem beredten Schweigen – rekonstruieren: Die Kompetenzen der Sprachteilhaber sind *mediumindifferent*. Ob ihre jeweiligen Realisierungen in der Performanz graphisch oder phonisch sind, tangiert also den Gegenstand der Sprachwissenschaft nicht. Und was die konzeptionelle Seite anbelangt, sie existiert vorerst überhaupt nicht. Sollte sie einmal zu einem ernst zu nehmenden theoretischen Problem werden, dem nicht mehr auszuweichen wäre, könnte sie der – von der Kompetenz hermetisch abgeriegelten – Performanz zugewiesen werden.

Chomsky ist also in der Lage, Saussures theoretisch inkohärenten statischen Logozentrismus kohärent in seine Grammatiktheorie zu integrieren, indem er, die historische ‚Permeabilität‘ zwischen *Langue* und *Parole* verwerfend, die (historische) Grenze zwischen Kompetenz und Performanz theoretisch dichtmacht.

Allerdings ist die Fähigkeit zur kohärenten Theoriebildung nicht in jedem Falle ein Verdienst. Besonders dann nicht, wenn sie auch dazu verwendet wird, aus Halbwahrheiten ‚Nullwahrheiten‘ zu machen. Diese Aussage ist hier keinesfalls als externe, sondern vielmehr als eine Art ‚(extern) interner‘ Kritik zu verstehen.⁸ Die – u.U. ungeäußerten – Ziele und Überzeugungen des Theoretikers korrelieren nämlich nicht notwendigerweise mit den Implikationen des ‚Produkts‘, das als Ergebnis des Prozesses der Theoriebildung zustande gekommen ist. Folglich lässt sich eine Theorie auf mindestens drei Ebenen untersuchen:

- explizite Theorie (was gesagt und wohl auch gemeint wird);
- implizite Theorie (was nicht gemeint wird, aber daraus folgt, was gesagt wird);
- Ex-silencio-Theorie (was wohl gemeint wird, aber nur daraus rekonstruierbar ist, was nicht gesagt wird).

Wie erwähnt, ist die *ex silencio* generative Theorie medial wie konzeptionell indifferent. Doch spielt bei der expliziten Beschreibung der Kompetenz die Phonologie eine wichtige Rolle, während die Graphematik in keiner Modellvariante vorkommt. Dies deutet wiederum darauf hin, dass explizit doch die Tradition des Saussure’schen ‚*mot parlé*‘ fortgesetzt wird.

⁸ Als externe Kritik wäre beispielsweise zu interpretieren, wenn jemand – wie schon viele vor mir – zu Recht monieren würde, dass Chomsky Disziplinen wie etwa die Dialektologie, die Soziolinguistik oder eben die Pragmatik auf dem Altar der theoretischen Kohärenz geopfert hat. Dabei hat deren Degradierung zur ‚Performanzologie‘ zu einem vorher nie da gewesenen Dissens hinsichtlich des Gegenstandes und der Methoden der Linguistik geführt (z.B. Ágel 1997 und Schmidt 2000: 359ff.), der wiederum die Außenwahrnehmung der Linguistik beeinträchtigt hat (Auroux/Kouloughli 1995: 41ff.).

Wie aber ist die implizite generative Grammatik zu charakterisieren?

Um diese Frage zu beantworten, ist es angebracht, ein Problem auszuwählen, das bei der Grundlegung der neuen Grammatiktheorie in den 60er und 70er Jahren eine zentrale Rolle gespielt hat. Die große Popularität der generativen Grammatik in der ‚Gründerzeit‘ war zu einem großen Teil der (im aktuellen Modell – explizit – nicht mehr vertretenen) Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur zu verdanken (s. etwa Albrecht 1988: 225).⁹ Ein gewichtiges Theorieelement bei der Begründung dieser Unterscheidung war die sog. strukturelle/syntaktische Ambiguität. Sie soll durch folgende Sätze illustriert werden:

- (1) Konrad ist nicht nach Hause gefahren, weil er Kopfweh hatte.
(leicht abgeändert nach Keller 1995: 243)
- (2) Flying planes can be dangerous.
(Chomsky 1969: 36)
- (3) Wir wollen, dass Sie uns gut finden!
(Brausse 1994: 8)
- (4) Sie fahren mit Abstand am besten.
- (5) Allerdings ist dieser Text von Goethe nie gedruckt worden.

Chomsky (ebd.) macht am Beispiel von (2) deutlich, dass für ihn die strukturelle Ambiguität als die Oberflächenneutralisation von unabhängigen und kontextfreien syntaktischen Tiefenstrukturen zustande kommt.¹⁰ Er erhebt somit die uneindeutige Beschreibung der strukturellen Ambiguität – jeder Lesart wird eine eigene Struktur zugeordnet – zu einem entscheidenden Maßstab für Beschreibungsadäquatheit.

Im aktuellen Zusammenhang ist es nun unerheblich, ob man mit dieser Auffassung einverstanden ist oder nicht. Es kommt ‚lediglich‘ darauf an zu prüfen, ob sie auf der Analyse von Gesprochenem oder von Geschriebenem beruht.

Ich glaube, dass es eindeutig ist, dass sich diese Ambiguitätsauffassung nur schriftbezogen, ohne Einbeziehung der die gesprochenen „Äußerungseinheiten“ (Schwitalla 1997: 50ff.) inhärent charakterisierenden prosodischen Merkmale aufrecht erhalten ließe. Denn während ein Sprecher prosodisch-distinguierend Farbe bekennen muss, kann ein Schreiber den digitalen Charakter der Schrift ausnutzend die suprasegmentale (und nonverbale) Distinktivität des Gesprochenen aufheben, ohne diese durch die segmentale Distink-

⁹ Eine präzise, alle ‚externen‘ und ‚internen‘ Umstände sorgfältig berücksichtigende Analyse der generativen Erfolge der frühen Jahre bietet Fritz Hermanns (1977: 279ff.).

¹⁰ Er fügt allerdings hinzu, dass der Hörer die Realisierungen von ambigen Sätzen wie *flying planes can be dangerous* unter dem Eindruck des Kontexts immer eindeutig interpretiere (ebd.).

tivität des Geschriebenen zu ersetzen. In Anlehnung an Christian Stetter (1999: 58ff.) könnte dieser Sachverhalt auch so beschrieben werden, dass Sätze wie (1)–(5) strukturelle Typen darstellen, durch deren Niederschrift sich die distinktive Hörbarkeit nicht automatisch in distinktive Lesbarkeit verwandelt. Folglich können Sätze wie (1)–(5) zwar für Leser ambig sein, im Normalfall nicht jedoch für Hörer.

Ich ließ versuchsweise Satz (1), der nach Rudi Keller (1995: 243ff.) ein Paradebeispiel für strukturelle Ambiguität darstelle, testen. Die insgesamt 48 Vpn – Germanistikstudentinnen und -studenten an den Universitäten Berlin (Humboldt), Greifswald und Heidelberg – sollten, um grammatikideologischen Manipulationen möglichst vorzubeugen, lediglich die folgende Frage beantworten:

(1') Ist nun Konrad nach Hause gefahren oder nicht?

Testergebnis:

<input type="checkbox"/> Ja:	2	(= 4%)
<input type="checkbox"/> Nein:	36	(=75%)
<input type="checkbox"/> Beides ist möglich:	9	(=19%)
<input type="checkbox"/> Ich weiß es nicht:	1	(= 2%)
<input type="checkbox"/> Total:	48 Vpn	

Der Satz war also lediglich für ein Fünftel (21%) der Vpn *eindeutig ambig*. Für vier Fünftel (79%) war er hingegen *eindeutig nicht ambig*.¹¹ Es ist zu vermuten, dass die Vpn, die den Satz vor sich hin gemurmelt und erst dann die Testfrage beantwortet haben, überwiegend zu den 79% gehören.

Wir können festhalten, dass es beim besten Willen nicht möglich ist, Chomskys ‚theoriemitstiftende‘ Ambiguitätsauffassung als logozentrisch zu interpretieren. Sein Begriff der Ambiguität – und somit auch die Gründungsbegriffe ‚Tiefen- und Oberflächenstruktur‘ – basieren eindeutig auf der Analyse von graphischen, ja sogar zum Teil von konzeptionell geschriebenen Ketten von Zeichenexemplaren. M.a.W., die implizite generative Theorie ist – im Gegensatz zur expliziten und Ex-silencio-Theorie – auf das „mot écrit“ bezogen.¹²

¹¹ ‚Eindeutig ambig‘ und ‚eindeutig nicht ambig‘ werden als zwei (semantische) Möglichkeiten des eindeutigen Interpretierens aufgefasst (s. Ágel 1997: 87ff.).

¹² Bereits 1977 plädiert Peter Eisenberg für einen das Gesprochene ‚ernst nehmenden‘ Ambiguitätsbegriff, aus dem ohne Intonationsstruktur analysierte syntaktische Einheiten ausgeschlossen werden (Eisenberg 1977: 33f.). Zur Kritik der traditionellen (strukturalistisch-generativistischen) Ambiguitätsauffassung s. Ágel 2000a.

An diesem Punkt kreuzen sich die Wege von Saussure und Chomsky (bzw. auch von zahlreichen anderen bedeutenden Sprachwissenschaftlern des 20. Jhs.). Es ist nämlich die Ironie des Schicksals, dass sie beide den Primat des „mot parlé“ verkünden oder denken, also *sich selbst als Logozentriker* einstufen würden, dass aber in beiden Fällen qua Implikationen der ‚Produkte‘ der jeweiligen Theoriebildung auf den latenten Primat des „mot écrit“ geschlossen werden muss. Dabei geht es nicht nur (!) um eine ‚gestörte‘ extensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der ‚Daten‘, sondern auch um eine schiefe Perspektivierung der ‚Daten‘ durch eine ‚gestörte‘ intensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der Theorien. Bezogen auf die (nicht nur generative) Grammatiktheorie bedeutet dies, dass sie ihre Beschreibungs- und Erklärungskategorien dem in praxi verschrifteten oder gar verschriftlichten Sprachgegenstand anpasst.¹³ Spätestens seit der Veröffentlichung von „The language-makers“ von Roy Harris ist diese Praxis als die „scriptist bias of modern linguistics“ bekannt (Harris 1980: 8). Ich werde sie *skriptizistisch* nennen.¹⁴ Dabei möchte ich allerdings einen terminologischen Unterschied zwischen *Skriptizismus* und *Schriftbezogenheit* einführen. Mit dem (diagnostischen) Ausdruck *Skriptizismus* soll der Widerspruch zwischen logozentrisch intendierter Theorie und deren nichtintendierter schriftbezogener Verwirklichung belegt werden. Dagegen soll der Ausdruck *Schriftbezogenheit* einfach als neutrale Tatsachenbeschreibung fungieren.

Summa: Im Sinne des Gesagten besteht das skriptizistische Erbe darin, dass die Grammatikforschung per declarationem logozentrisch, in praxi hingegen doppelt schriftbezogen ist. Einerseits ist nämlich keinesfalls das „mot parlé“, sondern vielmehr das „mot écrit“ der eigentliche Hauptdarsteller grammatischer Beschreibungen. Andererseits stellt auch die Grammatiktheorie eher eine Theorie des „mot écrit“ dar, wenn auch Gegentendenzen neueren Datums durchaus zu vermerken sind.

Wie man sieht, führt das skriptizistische Erbe zu demselben Typ von Absurdität wie das synchronizistische. Das eine macht aus der historischen Grammatikforschung, das andere aus der Erforschung der Grammatik der gesprochenen Sprache eine Art angewandter Disziplin einer (offen) gegenwarts- und (verdeckt) schriftbezogenen Grammatiktheorie. Zu erwarten ist demnach, dass sowohl die historischen Grammatiker wie auch die Gespro-

¹³ Dies gilt in der generativen Grammatik auch für andere Theorieteile. Stetter (1999: 229ff.) weist nach, dass das Beschreibungs- und ‚Erklärungs‘potenzial von Chomskys Grammatiktheorie in hohem Maße von Raummetaphern und graphischen Techniken der Darstellung abhängig ist.

¹⁴ S. auch etwa Schlieben-Lange 1994: 117f. und Krämer 1996: 107. Eine paradoxe, aber im Grunde logische Konsequenz des Skriptizismus ist, dass die moderne Gesprochene-Sprache-Forschung ständig gegen den mächtigen Schatten der „written language bias“ ankämpfen muss (s. etwa Fiehler 2000).

chene-Sprache-Forscher gegen die herrschenden Grammatiktheorien zu revoltieren anfangen.

In der Tat sind diverse Anzeichen einer sich anbahnenden Revolution in der Gesprochene-Sprache-Forschung – und in der als partiell komplementär anzusehenden Schriftlichkeitsforschung – nicht zu übersehen, auch wenn diese von der Grammatiktheorie noch kaum wahrgenommen wird. Es wäre an der Zeit, die Revolution auch in der historischen Grammatikforschung in Gang zu setzen. Vielleicht könnten sogar die beiden Revolutionen zu einer einzigen Großen Linguistischen Revolution vereinigt werden! Denn sie müssten. Mit den angekündigten *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* werde ich (auch) dafür argumentieren.

4. Literalisierung, Kognition, Grammatik

Man kann, ja muss die Geschichte einer modernen Kultursprache wie des Deutschen als Literalisierungsgeschichte, d.h. als Geschichte der Verschriftung und Verschriftlichung interpretieren und beschreiben. Dabei ist mit Wilhelm Köller, Eckart Scheerer und vielen anderen davon auszugehen, dass die Schrift in stark literalisierten Gesellschaften eine „bewußtseinsverändernde Wirkung“ ausübt (Köller 1988: 166). Scheerer stellt dezidiert fest:

Schrift zeichnet Sprache und Denken nicht nur auf, sondern wirkt auf beide zurück: ein Satz, der ‚Skriptologen‘ selbstverständlich ist, ‚Kognitologen‘ bis jetzt aber unbekannt geblieben zu sein scheint. (1993: 142)

Was nach Scheerer (und auch nach Köller) in der Schriftlichkeitsforschung noch umstritten ist, sind

Art und Umfang der Rückwirkung der Schrift auf Sprache und Denken [...]. (ebd.)

Scheerers große Leistung besteht darin, dass er seine Hypothese kognitions-wissenschaftlich fundiert, indem er die zwei führenden Theorien der Kognitionsforschung, den Kognitivismus (Symbolverarbeitungstheorie) und den Konnektionismus (Netzwerktheorie), an Literalität bzw. Oralität bindet. Danach sei primär orales Denken konnektionistisch zu modellieren, literales Denken dagegen symbolorientiert. Da literales Denken erst historisch erworben wird, setze der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerk-basierte Denken voraus, aber nicht umgekehrt.

Diese Auffassung impliziert mindestens zweierlei:

1. Literalisierung führt zu neuen Denkmustern, die auch auf den Wandel des Sprechens (genannt Sprachwandel) einwirken (s. Ágel 1999).
2. Die neuen symbolorientierten Denkmuster verdrängen dabei keinesfalls die alten netzwerkorientierten, sondern sie überlagern sie. Vermutlich erfolgt diese ‚Kognitivierung des Konnektionismus‘ vielfach als Vertikalisierung von oral-literalen Denkmustern.¹⁵ Auf Grund der folgenden groben Gegenüberstellung oraler und literaler Denkmuster kann man sich ein ungefähres Bild davon machen, was genau dieser Überlagerungsprozess – inklusive Vertikalisierung – beinhalten könnte. Die Zusammenstellung stellt eine Art Synthese der Schriftlichkeitskonzepte von und im Umkreis von Havelock, Goody und Ong dar, berücksichtigt aber auch von diesen unabhängige Fachliteratur, auf die zum Teil noch einzugehen sein wird.¹⁶

Orales Denken:

Prozess
 Situationsgebundenheit
 Synthese
 Erfahrung
 Analogizität (Dichte)
 Holistik
 Präferenzialität (Feilke-Prinzip)
 Inhalt
 Partikularität
 Tradition
 Aggregatraum
 Gelingen/Nichtgelingen
 Heterogenität
 Kontext
 Sprechen
 Sprechereignis
 Ausdruck
 Syntagmatik
 Gebrauch
 Angemessenheit

Literales Denken:

Produkt
 Situationsentbundenheit
 Analyse
 Logik
 Digitalität (Diskretheit)
 Modularität, Kompositionalität
 Kompositionalität (Frege-Prinzip)
 Form
 Universalität
 System
 Systemraum
 Wahrheit/Falschheit
 Homogenität
 Symbol
 Sprache
 Satz, Text
 Wort
 Paradigmatik
 Bedeutung
 Korrektheit

¹⁵ Der Begriff ‚Vertikalisierung‘ wird in Anlehnung an Reichmann 1988 und 1990 benutzt.

¹⁶ Vgl. vor allem Akinnaso 1982; Carothers 1959; Goody 1977; Goody/Watt 1986; Greenfield 1972; Havelock 1992; Luria 1976; Malinowski 1974; Ong 1987 und McLuhan 1995. Zur Präferenzialität, d.h. zum Prinzip der Präferenzen des Meinens und Verstehens, vgl. 6.4 bzw. Feilke 1994: 213ff. und 310ff. Es bietet sich an, dem Frege-Prinzip (auch) das Feilke-Prinzip gegenüberzustellen. Das eingeklammerte *auch* bezieht sich darauf, dass das Prinzip der Kompositionalität auch dem der Ganzheitlichkeit (Holistik) gegenübergestellt werden kann und soll.

Suprasegmentalität
(prosodische Distinktivität)

Segmentalität
(segmentale Distinktivität)

Literalisierung und ‚Kognitivierung‘ sind wie erwähnt nicht ohne grammatische Konsequenzen geblieben. Sie haben nämlich unsere Wahrnehmung von Sprechereignissen, unsere gesamte Einstellung zum Sprechen verändert. Um diese literalisierte und ‚kognitivierte‘ Einstellung zum Sprechen aus grammatischer Sicht zu charakterisieren, benutzt Peter Eisenberg in Anlehnung an die Scheerer’sche Konzeption den Begriff der *Symbolgrammatik*. Symbolgrammatisches Denken basiere auf der Annahme von diskreten, funktional eindeutigen und formal konstanten sprachlichen Einheiten (Eisenberg 1995: 26), die sich nach dem Frege-Prinzip verknüpfen lassen (man denke nur an die Chomsky’sche Auffassung von der strukturellen Ambiguität). Dem steht das oral-konnektionistisch geprägte *kontextgrammatische* Denken gegenüber. Eisenberg rechnet mit einem Nebeneinander von symbol- und kontextgrammatischen Strukturen in der Gegenwartssprache. Folglich plädiert er für die friedliche Koexistenz von Symbolgrammatiktheorien und Kontextgrammatiktheorien.

Den historischen Prozess der Herausbildung symbolgrammatischen Denkens hat Hartmut Günther (1995) in einem evolutionären Sprache/Schrift-Modell nachgezeichnet. Er geht davon aus, dass die Quasi-Objektivierung des Sprechens in der Schrift ein langer historischer Prozess ist, dem sich die Beschreibungen der Grammatiker sukzessive angepasst haben. Er rekonstruiert diesen Prozess, dessen Stadien an der Veränderung der äußeren Form von Schriftzeichen und Schriftstücken nachzuvollziehen seien, nach dem folgenden Leitprinzip:

Die Schrift fungiert als Modell für die (Analyse der) Lautsprache. (Günther 1995: 17)

Den entscheidenden Schritt in der Veränderung der äußeren Form von Schriftstücken stelle der Übergang von der sog. phonographischen in die sog. grammatische Phase dar (ebd.: 21). Dabei geht es um die Einführung des Wortzwischenraumes, der die grammatische Gliederung der ehemals partiturähnlichen Texte einleitet. Im Geschriebenen beginne die grammatische Organisation sichtbar zu werden. Damit entfällt die für die phonographische Phase charakteristische notwendige Rückkopplung des Geschriebenen an das Gesprochene. Buchstabierendes und lautes Lesen des MA wird vom leisen Lesen abgelöst. Das ist aber sicherlich ein langer Prozess. Goody und Watt rechnen in ihrer klassischen Studie „Konsequenzen der Literalität“ damit, dass „man vor der Erfindung der Buchdruckerkunst selten für sich still las [...]“. (1986: 85)

Die grammatische Phase, die ja die Anfänge symbolgrammatischen Denkens einläutet, ist nach Günther der ‚Entstehungsort‘ von so zentralen digital-kompositionalen und formorientierten Ideen wie ‚Wort‘, ‚Satz‘ oder später ‚Hauptsatz‘, ‚Nebensatz‘ und ‚Hauptwort‘.¹⁷

5. Propädeutisches zu den Prinzipien

Ich will nun versuchen, in Anlehnung an Scheerers Kognitionstheorie, die an diese anschließenden grammatiktheoretischen Überlegungen von Peter Eisenberg, die Schriftlichkeitskonzepte von Havelock, Goody, Ong und anderen, das Sprache/Schrift-Modell von Hartmut Günther und die sprachhistorische Vertikalisierungstheorie von Oskar Reichmann einige *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* zu formulieren. Diese sollen allerdings nicht als Elemente einer neuen Grammatiktheorie, sondern viel mehr als potenzielle Bausteine einer ‚Prinzipienlehre der Grammatik‘ im Geiste von Hermann Paul (Paul ¹⁰1995) aufgefasst werden. Ich stimme nämlich Paul zu, wenn er feststellt:

Die Aufhellung der Bedingungen des geschichtlichen Werdens liefert neben der allgemeinen Logik zugleich die Grundlage für die Methodenlehre, welche bei der Feststellung jedes einzelnen Faktums zu befolgen ist. (Paul ¹⁰1995: 3; Hervorhebung im Original)

Demnach bestünde die Bedeutung der Formulierung von *möglichst konsensfähigen* grammatischen Prinzipien darin, dass sich so der methodologische Rahmen für künftige Grammatiktheorien abstecken ließe:

Am wenigsten aber darf man den *methodologischen Gewinn* geringschätzen, der aus einer Klarlegung der Prinzipienfragen erwächst. (Paul ¹⁰1995: 5)

Die Betonung liegt dabei natürlich auf *konsensfähig*, denn ohne die Akzeptierung von bestimmten methodologischen Standards und Grundannahmen kann der Dissens hinsichtlich des Gegenstandes und der Methoden der Linguistik nicht ‚gelockert‘ werden. Und ein bestimmter Grad an methodologischem Konsens wäre wiederum die Voraussetzung dafür, die aktuell schlechte Au-

¹⁷ Am Anfang war also nicht (nur?) das Wort, sondern (auf jeden Fall auch) das Sprechereignis. (Hebräisch *dabar* meint jedenfalls sowohl ‚Ereignis‘ als auch ‚Wort‘.) Zu einer theoretisch-empirischen Auseinandersetzung mit dem Problem der Oralität/Literalität des Wortbegriffs s. Ágel/Kehrein 2002.

ßenwahrnehmung (s. Anm. 8) ‚nach oben korrigieren‘ zu können – was in unser aller Interesse liegen dürfte.

Um Konsensfähigkeit zu erzielen, wäre es wohl wünschenswert, die in diesem Beitrag formulierten Prinzipien möglichst breit zu diskutieren. Sie sind also keinesfalls als etwas Ausgereiftes, sondern als erste, mit Sicherheit revisions- und ergänzungsbedürftige Vorschläge – kurz: als Diskussionsanreger – zu verstehen.

Die *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* basieren auf den folgenden theoretischen Grundannahmen:

1. Die *Prinzipien* sind im Rückgriff auf die präsentierte Gegenüberstellung oraler und literaler Denkmuster zu formulieren (s. Kapitel 4).
2. Historisch kommt es zunehmend zu der Überlagerung der kontextgrammatisch strukturierten Mündlichkeit durch die neuen symbolgrammatischen Strukturen der Schriftlichkeit. ‚Überlagerung‘ heißt dabei, dass neue Organisationsformen, -techniken und Funktionsweisen des Sprechens auf der Basis der alten entstehen und dass es oft zu einer Kohabitation von Altem und Neuem kommt. Der Prozess führt also keinesfalls notwendigerweise zu der Verdrängung kontextgrammatischer Organisationsformen. Vielfach büßen ‚überlagerte‘ kontextgrammatische Techniken und Funktionsweisen ihre Produktivität auch überhaupt nicht ein. Mit Sicherheit ist sogar mit ‚Kontextgrammatisierung‘ im Sinne einer Restrukturierung symbolgrammatischer Organisationsformen zu rechnen.¹⁸
3. Angesichts der Vertikalisierung des Varietätenspektrums muss der Überlagerungsprozess auch eine ausgeprägte vertikale Komponente beinhalten. Das heißt, dass die neuen symbolgrammatischen Strukturen zunehmend an Sozialprestige gewinnen. Dies bedeutet wiederum, dass sie zunehmend auch die primär kontextgrammatisch strukturierten Varietäten der Mündlichkeit beeinflussen, dass es auf diese Weise zur tertiären – symbolgrammatisch induzierten – Oralität kommt. Längerfristig ist also damit zu rechnen, dass symbolgrammatisches Denken zwar soziopragmatisch homogenisierend wirkt, aber nie eine totale Homogenisierung grammatischen Wissens bewirken kann.¹⁹
4. Angesichts der Polydimensionalität sprachlicher Phänomene können die ‚Spuren‘ kontext- und symbolgrammatischen Denkens u.U. an demselben Phänomen nachgewiesen werden. Beispielsweise sind Genese und Verbreitung epistemischer Modalpartikeln nachweislich an die Literalisierung gebunden, doch die Partikeln selbst verstärken eher den holistischen als den kompositionalen Charakter des Sprechens (mehr dazu unten in 6.4). Daher werden diese im Zuge der Literalisie-

¹⁸ Als Beispiel käme etwa die Weitergrammatikalisierung von parataktischem *obwohl* und *weil* zu Diskursmarkern in Frage (s. Gohl/Günthner 1999 und Günthner 1999). Denkbar wäre allerdings auch, dass diese Funktion schon seit längerem besteht, bloß eben durch das ‚skriptizistische Auge‘ nicht wahrgenommen wurde.

¹⁹ Allerdings könnte die Verbreitung der tertiären Mündlichkeit durch die elektronischen Medien des wachsenden ‚global village‘ dazu beitragen, dass es mittel- oder längerfristig zu einer Umkehrung des ‚Prestigeprozesses‘ kommt, dass also die kontextgrammatisch restrukturierten Varietäten der Mündlichkeit auf Kosten der symbolgrammatisch strukturierten der Schriftlichkeit an Prestige gewinnen.

rung entstandenen Sprachzechentypen – im Gegensatz zu den ‚kompositionalen‘ Modalwörtern – vorzugsweise sprechsprachlich eingesetzt.

Diese Grundannahmen legen nahe, dass die Erforschung der Grammatikgeschichte desselben theoretischen Apparats bedarf wie die der Gegenwartsgrammatik. Dieser *dynamische* Apparat muss wiederum den Umstand reflektieren, dass es ein historisches Nacheinander, dann ein Nebeneinander und schließlich ein Über- und Miteinander kontext- und symbolgrammatischer Organisationsformen, -techniken und Funktionsweisen gibt. Qua Grundannahmen soll auch sichergestellt werden, dass die darauf aufbauende Grammatiktheorie

1. nicht synchronizistisch, sondern gleichermaßen gegenwarts- wie geschichtsbezogen ist, und
2. nicht skriptizistisch ist, sondern versucht, die Literalisierung kategorial und strukturell nachzuvollziehen.

Um die *Prinzipien* (wenigstens etwas) leserfreundlicher formulieren zu können, möchte ich folgende terminologische Vereinfachungen vorschlagen:

1. den Terminus ‚Strukturierung(en)‘ für die disjunkte Menge von Organisationsformen, -techniken und Funktionsweisen (des Sprechens);
2. den Terminus ‚historische Lagerung‘ für die historisch ebenfalls disjunkten Möglichkeiten des Nach-, Neben-, Über- und Miteinanders (kontext- und symbolgrammatischer Strukturierungen).

Die *Prinzipien*:

Grammatische Beschreibungen und die diesen zugrunde liegenden Grammatiktheorien haben zu reflektieren:

die historische Lagerung

1. situationsgebundener und abstrakterer Strukturierungen;
2. von Aggregat- und Systemräumen;
3. analoger und digitaler Strukturierungen;
4. ausdrucksbezogener und wortbezogener Funktionalität;
5. von Gebrauch und Bedeutung;
6. inhalts- und formorientierter Strukturierungen;
7. soziopragmatisch markierterer und weniger markierter Strukturierungen;
8. prosodischer und segmentaler Funktionalität;
9. prozessbezogener und produktbezogener Strukturierungen.

Bevor die *Prinzipien* einzeln kommentiert werden, sollen noch einige Vorichtsmaßnahmen getroffen werden:

1. Wie erwähnt, rechne ich fest damit, dass die hier präsentierte Liste von Prinzipien revisions- und ergänzungsbedürftig ist.
2. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Liste heterogen ist und dass sich folglich manche Prinzipien überlappen. Doch ich bin der Ansicht, dass es sinnvoller ist, mit einer offenen Liste an die (erhoffte) Diskussion heranzugehen und ‚strenge‘ Klassifizierungen der weiteren (theoretischen und empirischen) Forschung zu überlassen.
3. Ich bin mir bewusst, wie unverantwortlich es scheinen mag, angenommene Merkmale des Denkens auf das Sprechen, ja sogar auf das angeblich kulturloseste Konstrukt des Sprechens, auf die Grammatik, zu übertragen. Doch einerseits ist die Literalisierung kein nationaler, lokaler oder wie auch immer gearteter partikulärer Kulturwandel wie etwa die Beeinflussung des eigenen Volkstanzgutes durch das der Nachbarvölker. Vielmehr handelt es sich dabei um einen Typ von Kulturwandel, der genau in dem Sinne universelle Züge hat, wie etwa die Kolonialisierung solche hatte, und zwar unabhängig davon, ob das die Spanier in der Frühen Neuzeit in Südamerika oder die Franzosen im 19. Jh. in Nordafrika waren. Andererseits ist die ‚Kulturlosigkeit der Grammatik‘ kein theorieneutrales Konstrukt, sondern sie wird in einem theoretischen Kontext vertreten, der den symbolgrammatischen Zugriff verabsolutiert und universal setzt. Anders gesagt: Es sollte nicht nur von den Kritikern rein symbolgrammatischen Denkens erwartet werden, das Kulturelle an der Grammatik empirisch nachzuweisen. Mit dem gleichen Recht ist von den führenden Symbolgrammatiktheoretikern zu erwarten, dass sie ihr Konstrukt der ‚Kulturlosigkeit der Grammatik‘ nicht setzen und voraussetzen, sondern empirisch nachweisen.²⁰

6. Prinzipien der (dynamischen) Grammatik

6.1. Die historische Lagerung situationsgebundener und abstrakterer Strukturierungen

In seiner klassischen Studie (engl. Original: 1923) charakterisiert Bronislaw Malinowski die Funktion primär oraler Sprache als „Handlungsmodus“ und nicht als „Instrument der Reflexion“ (Malinowski 1974: 346), das lediglich eine spezielle und abgeleitete Funktion literaler Sprache darstelle (ebd.: 352f.). Er führt den Begriff des *Situationskontextes* gerade aus der methodologischen Überlegung heraus ein, um den seiner Ansicht nach grundlegenden Unterschied zwischen dem Funktionieren einer „primitiven“, d.h. primär

²⁰ Zur Problematik der (angeblichen) ‚Kulturlosigkeit der Grammatik‘ vgl. auch Ágel 1999.

oralen, und einer „modernen zivilisierten“, d.h. verschriftlichten, Sprache zu erfassen (Malinowski 1974: 336ff.).

Dass „die Sprache in ihrer primitiven Funktion und ihrer ursprünglichen Form einen wesentlich pragmatischen Charakter“ hat (ebd.: 353), wird auch von der jüngeren Forschung bestätigt. Nach Walter Ong pflegen orale Kulturen

Begriffe in einem situativen, operativen Bezugsrahmen anzuwenden, der wenig abstrakt ist, so daß sie dem Leben der Menschen nahe bleiben. (Ong 1987: 54)

Patricia Greenfield (1972: 169) kennzeichnet das Denken und das Sprechen oraler Menschen als kontextdependent.

Der Wandel von situativ-operativer, kontextdependenter Oralität zu den abstrakteren, situations- und kontextentbundeneren Organisationsformen der Literalität lässt sich auch in der deutschen Grammatikgeschichte nachweisen.

In seinem Vortrag auf der Sprach- und Kulturgeschichte-Tagung 1997 lenkte Hans-Joachim Solms die Aufmerksamkeit auf die Historizität der Symbolisierung (Formen der sprachlichen Darstellung) und der diese steuernden Wahrnehmung (vgl. Solms 1999). Ein Wandel der Formen der Symbolisierung deutet nach ihm auf eine veränderte Wahrnehmung, letztlich also auf einen Kulturwandel hin. In diesem Sinne seien die frnhd. Zunahme der Komposition im Allgemeinen und ihre Zunahme auf Kosten der mhd. Attribuierung im Besonderen als Erscheinungsformen desselben Kulturwandels zu interpretieren. Charakteristisch für diesen sei die Entkontextualisierung von mittelalterlicher Welterfahrung und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit, insbesondere im 16./17. Jh. (Solms 1999: 241f.).

Die Analysen von Solms sind m.E. konform mit den Beobachtungen von Vladimir Pavlov, der bereits in seiner 1972 erschienenen Monografie eine „merkwürdige orthographische Erscheinung“ (Pavlov 1972: 111) im 17. Jh. diagnostiziert hatte: die aus heutiger Sicht fehlerhaft anmutende Bindestrich-Schreibung wie z. B. *deiner Augen-Schein, des armen Lebens-Ziel* (ebd.).

In Anlehnung an das Sprache/Schrift-Modell von Hartmut Günther kann man nämlich diese Bindestrich-Schreibung durchaus als einen gelungenen Versuch werten, den Übergang von situationsgebundener zu abstrakterer grammatischer Organisation durch die Veränderung der äußeren Form von Schriftstücken sichtbar machen zu wollen.

Ein anderes – bekannteres – Beispiel ist die Entwicklung der Satzkonnectoren insbesondere nach dem Mhd. Wie Anne Betten (1987: 87ff.) am Beispiel von Prosaauflösungen mhd. Versdichtungen im 15. Jh. gezeigt hat, wurde die eher additive, durch ‚polyseme‘ Satzkonnectoren gekennzeichnete Äußerungsfügung des Mhd. durch eine eher subordinierende, durch eindeutiger und abstraktere Satzkonnectoren gekennzeichnete Syntax in den Prosa-

aufösungen ersetzt.²¹ Dabei war der von Betten diagnostizierte Unterschied keinesfalls eine Sache der ‚Parole‘. Vielmehr ging es um einen massiven ‚Systemwandel‘, der in der zunehmenden Syntaktifizierung primär pragmatisch organisierter Sprechereignisse bestanden hatte (s. auch Nitta 2000: 27ff.).

6.2. Die historische Lagerung von Aggregat- und Systemräumen

Die Unterscheidung zwischen Aggregat- und Systemraum stammt von dem Kunsthistoriker Erwin Panofsky (Köller 1993: 21). Er wendet den Begriff des Aggregatraumes auf die sog. aspektivische Darstellungsweise der altägyptischen bzw. mittelalterlichen Malerei an. Für altägyptische, mittelalterliche und übrigens auch für Kinderbilder sei nämlich charakteristisch, dass die Raumdarstellung ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt der Darstellung der Dinge sei, die mehr oder weniger additiv nebeneinander gestellt und die „gleichsam als eigenständige Monaden angesehen“ würden (ebd.).

Im Gegensatz zum Aggregatraum ist für den Systemraum charakteristisch,

daß nun die dargestellten Dinge zu einer Funktion des Raumes würden bzw. zu einer Funktion des Sehepunktes, den das wahrnehmende Subjekt eingenommen habe. Auf diese Weise komme es zu einer ‚Objektivierung des Subjektiven‘ [...]. (ebd.: 24)

Wilhelm Köller, der die Umgangssprachen als *Aggregaträume* und die Fachsprachen als *Systemräume* kennzeichnet, appliziert das kunsttheoretische Konzept nicht nur auf Wortschatz und Grammatik, sondern verbindet es – zu Recht – auch mit Mündlichkeit und Verschriftlichung.²²

Betrachten wir das folgende sprechsprachliche und mindestens partiell aggregative Beispiel aus dem IdS-Corpus (6a) und dessen (hoffentlich ‚realistische‘) ‚Übertragung‘ in reine Systemräumlichkeit (6b):

²¹ ‚Polysemie‘ ist ein typischer Begriff symbolgrammatischen Denkens. Auf das Problem komme ich noch in 6.5 zu sprechen.

²² Soweit ich sehe, ist das Konzept ‚Aggregat- vs. Systemraum‘ mit dem Konzept der Junktionsdimension (mit den Polen „Aggregation“ und „Integration“) von Wolfgang Raible (1992) eng verwandt (zu weiteren ‚Verwandten‘ s. Raible 1992: 277–283). Die Ähnlichkeit äußert sich auch darin, dass eine Korrelation zwischen Integration und Verschriftlichung von Raible ebenfalls angenommen wird (ebd.: insb. 197–208). Doch denke ich, dass man die Unterschiede auch nicht verwischen sollte. Während Raibles Modell eine streng noematische Grundlegung (im Sinne von Klaus Hegers Noematik) hat, schafft das Köller’sche Konzept einen theoretisch offenen Rahmen, der genügend Spielraum bietet für empirische Beobachtungen, die theoretisch u.U. noch nicht so weit ausgereift sind wie die von Raible.

(6a) ...muß man ihn immer wieder praktisch äh aufbauen das geht am besten wenn man eben praktisch immer n stückchen unter ihm bleibt ja das heißt ihn nie anfangs nie bis an die grenze bringt sondern äh: schon vorher auffängt und äh schon sachen lobt wo man eigentlich weiß *na=ja also im grunde genommen das müßt=er eigentlich jetzt schon können*

(Beleg aus dem IdS-Korpus nach Auer 1998: 284)

(6b) Praktisch muss man ihn immer wieder aufbauen, was am besten so bewerkstelligt wird, dass man ihn ein wenig unterfordert. Das bedeutet, dass man nicht zulässt, dass er die eigenen Grenzen zu spüren bekommt. M.a.W., man lobt ihn auch für Leistungen, von denen man weiß, dass sie für ihn nichts Besonderes sind.

Es ist ein Gemeinplatz der Schriftlichkeitsforschung, dass orales Sprechen eher additiv als subordinierend ist (Akinaso 1982: 104; Goody 1987: 264; Ong 1987: 42–44). Das Beispiel scheint diesen Gemeinplatz zu bestätigen. Gleichzeitig scheint es, wie es die Symbolgrammatiker wohl sagen würden, bloß ein Beispiel für einen (eventuellen) Parole/Performanz-Unterschied darzustellen.

Doch ist der schriftlichkeitstheoretische Terminus ‚additiv‘ nicht als *koordinierend/parataktisch*, sondern vielmehr als *aggregativ*, d.h. einen Aggregatraum darstellend, zu verstehen. Der Unterschied besteht m.E. darin, dass der Begriff der Aggregativität ein *nicht oppositives* Element kontextgrammatischen Denkens ist, während der symbolgrammatische Begriff der Parataxe nur in Opposition zu dem ebenfalls symbolgrammatischen Begriff der Hypotaxe aufzufassen ist (was aber Übergänge zwischen Para- und Hypotaxe keinesfalls ausschließt).²³

Wie ist nun (6a) zu interpretieren?

Peter Auer charakterisiert den kursivierten Teil als einen abhängigen Hauptsatz: eine Parataxe, die aber syntaktisch – qua Rektion durch das Verb *wissen* – abhängig sei (1998: 285). Unter einem abhängigen Hauptsatz versteht Auer also einen *verbregierten* Hauptsatz.

Ich will hier von dem Problem absehen, dass nach dieser Konzeption nicht nur ein Nebensatz, sondern auch ein Hauptsatz sowohl in einen Hauptsatz als auch in einen Nebensatz (s. (6a)) eingebettet werden kann. Nicht minder

²³ Die (symbolgrammatisch dominierte) Grammatiktheorie scheint in der Beziehung, ob Oppositivität berücksichtigt werden soll oder nicht, nicht immer konsequent zu sein. Beispielsweise spricht die Sprachtypologie Akkusativsprachen, die kein Passiv und kein Medium haben, die Aktivkategorie nicht ab, aber kein Sprachtypologe würde mich für zurechnungsfähig halten, wenn ich behauptete, dass die Nomina in nichtflektierenden Sprachen im Nominativ stünden. Auch Köller (1993: 27) weist auf die Problematik hin, indem er feststellt, dass die kognitive Perspektivierungsleistung des ‚Aktivs‘ bei Passivlosigkeit anders zu beurteilen ist wie in dem Falle, wenn „ein Zweierparadigma mit klaren Oppositionsrelationen“ (ebd.) da ist.

problematisch ist die Konsequenz, dass man offensichtlich auch mit nichtkoordinierten und nichtkoordinierbaren Hauptsätzen zu rechnen hat:

(6a') man weiß eigentlich *na=ja also im grunde genommen das müßt=er eigentlich jetzt schon können*

(6a'') *man weiß eigentlich UND *na=ja also im grunde genommen das müßt=er eigentlich jetzt schon können*

Sprachhistorisch werden aber nicht nur abhängige Hauptsätze, sondern auch unabhängige Nebensätze diagnostiziert. Beispielsweise identifiziert Haruo Nitta (2000: 33) in seinem Luther-Korpus *dass*-Sätze „ohne expliziten Hauptsatz“. Man könnte zwar diese wie gehabt als Ellipsen wegerklären, aber gerade das Ausufern des Ellipsenbegriffs ist ein sicheres Zeichen des Skriptizismus und der Verabsolutierung symbolgrammatischen Denkens.

Wir haben also einerseits angebliche Hauptsätze, die nicht koordiniert und auch nicht koordinierbar sind. Andererseits angebliche Nebensätze, die zwar subordinierbar, aber nicht subordiniert sind. Summa: Es soll regierte und nichtregierte Hauptsätze und regierte und nichtregierte Nebensätze geben. Dabei können Hauptsätze auch Nebensätzen ‚untergeordnet‘ sein, Nebensätze müssen dagegen Hauptsätzen nicht ‚untergeordnet‘ sein. Auch können Nebensätze ohne Subjunktion und Verbletzt erscheinen (uneingeleitete Nebensätze).

Ich möchte vorsichtshalber betonen, dass ich Auers Ansatz für sehr anregend und seinen zitierten Aufsatz für ausgezeichnet halte. Doch ich denke, dass kontextgrammatische Organisationsformen nicht durch die Aufweichung symbolgrammatischer Kategorisierungen in den Griff zu bekommen sind.²⁴ Der orale Aggregatraum ist kein ‚strukturell geschwächer‘ Systemraum, sondern er stellt ein eigenes Koordinatensystem dar. Er lässt sich nicht als peripher, als nichtprototypisch fassen, sondern nur als ein eigener Prototyp. Daraus folgt, dass sich Systemraum-Begriffe wie z.B. Rektion, Kongruenz oder eben Parataxe/Hypotaxe auf den Aggregatraum nicht anwenden lassen. Ich möchte die semantisch-pragmatische Beziehung zwischen der Kette *wo man eigentlich weiß* und der Kette *na=ja also im grunde genommen das müßt=er eigentlich jetzt schon können* in (6a) als gerichtete Aggregation bezeichnen. Die syntaktische Relation zwischen *wissen* und dem *dass*-Satz in (6b) ist dagegen als lexikalische Statusrektion zu beschreiben.

Dass sich Rektion als Grammatikalisierung gerichteter Aggregation rekonstruieren lässt, zeigen die Ergebnisse von historischen Valenzuntersuchungen. Die sogenannte paradigmatische Variabilität (Lehmann 1985: 306)

²⁴ Eine solche Vorgehensweise wird auch von Fiehler (2000: 29) kritisiert, wenn er die drei Strategien bei der kategorialen Erfassung grammatischer Eigenschaften gesprochener Sprache darstellt.

nimmt nämlich historisch nachweislich ab. Beispielsweise lassen sich für den Ausdruck des Gegenstandes des Dankes bei *danken* historisch zwei Kasusformen (Genitiv und Akkusativ) und drei Präpositionen (*durch, um, für*) nachweisen (Ágel 1988: 126). Dem Befund steht in der Gegenwartssprache lediglich eine *für*-PP gegenüber.

Nicht nur Rektion, sondern auch Kongruenz lässt sich als grammatikalisierte Aggregation rekonstruieren. Da nicht alles ehemals Aggregative zur Kongruenz grammatikalisiert wird, kommt es zur Überlagerung, zumeist auch zur Vertikalisierung von Aggregations- und Kongruenzerscheinungen.

Symbolgrammatisch sieht man aber das Ganze viel einfacher. Es gibt Kongruenz und auch Inkongruenz, obwohl symbolgrammatisch gesehen eigentlich nur kongruente Strukturen existieren dürften. Entsprechend wird Inkongruenz nicht als eine normale Erscheinung im Aggregatraum, sondern als eine Ausnahme im Systemraum – eben als Idiosynkrasie – eingestuft.

Doch die Natur von Ausnahmen ist, dass sie eben nur in Ausnahmefällen vorkommen, was aber für die auf den Namen *Inkongruenz* getaufte Aggregationserscheinung überhaupt nicht zutrifft. Für das Mhd. diagnostiziert Ingeborg Schröbler „nicht wenige Fälle von Inkongruenzerscheinungen“. (Schröbler/Mhd. Grammatik ²¹1975: 399) Und nach Robert Peter Ebert begegnen im Frnhd. „nicht selten Fälle von Inkongruenz“ (Ebert/Frnhd. Grammatik 1993: 422). Zwei Belege (ebd.):

(7) daz die stat hi ein taiding heten mit graff Fridreich

(Stromer 28 – Ende 14. Jh.)

(8) Vnd das gantze Jsrael steinigeten jn

(Jos. 7,25 – 1545)

Wie verbreitet Aggregationsphänomene waren, davon zeugt auch, dass sowohl die Mhd. als auch die Frnhd. Grammatik ein eigenes Kapitel „Kongruenz und Inkongruenz“ hat, wobei in diesen Kapiteln jeweils nur die ‚Inkongruenz‘ behandelt wird. Das ist kein Zufall. Denn diese Erscheinungen sind durchaus produktiv – nicht nur im Frnhd., sondern zum Teil auch noch im Nhd. Und solange sie produktiv sind, ist es theoretisch verfehlt, von Inkongruenz zu sprechen.

Rektion und Kongruenz stellen Systemraum-Erscheinungen dar, die Aggregationsphänomene sowohl ersetzt als auch – typischerweise vertikalisierend – überlagert haben. Es gibt aber auch Erscheinungen, die in einem langen und zähen historischen Prozess ihre Aggregativität bis auf wenige ‚Spuren‘ aufgeben und sich gänzlich zu Systemraum-Erscheinungen wandeln. Ein Paradebeispiel hierfür ist die Stellung der Verbformen im mehrgliedrigen Verbalkomplex in Verbletztsätzen, kurz: die *Serialisierung im Verbalkomplex* – ein Phänomen, das übrigens auch eine passende Überleitung zum nächsten Prinzip darstellt.

Ohne ins Detail gehen zu wollen (zu Details s. Ágel 2001), kommt es mir hier lediglich auf die Indizierung der einschlägigen *Grammatikalisierung des Aggregatraumes* an.

Wie erwähnt, ist es für den Systemraum charakteristisch, dass es einen Sehepunkt gibt, von dem aus die ‚Dinge‘ als Raum organisiert werden. Bei der Betrachtung der Serialisierung kann nun die kunsttheoretische Metapher des Sehepunktes durchaus ernst genommen werden. Untersucht man nämlich die heutigen Serialisierungsnormen, wird man feststellen können, dass das verbale Schlussfeld entweder durchgehend linksläufig ist (s. (9)), oder es zerfällt in ein durchgehend linksläufiges Unterfeld und ein durchgehend rechtsläufiges Oberfeld (s. (10)):

(9) ...dass er [getroffen worden sein soll]_{Schlussfeld}

(10) ...dass sie [[soll haben]_{Oberfeld} [kommen können]_{Unterfeld}]_{Schlussfeld}

Es handelt sich also um einen ‚Raum‘, wie er perfekter nicht einmal von einem Albrecht Dürer hätte entworfen werden können. Denn was es in der heutigen Standardsprache nicht gibt, ist die Vermischung von Sehepunkten, d.h. die aggregative Anordnung von Verbformen.

Dies war im älteren Deutsch und zum Teil auch noch im Frnhd. definitiv anders. Nach einer Untersuchung von John Ole Askedal (1998) dominiert in den dreigliedrigen Verbalkomplexen der Berthold von Regensburg zugeschriebenen deutschen Predigten eindeutig die Zwischenstellung des Finitums (63,2%), z.B.

(11) ob dû der liute bist die bekêrt suln werden

(Beleg nach Askedal 1998: 243)

In einer auf ungleich breiterer Materialgrundlage durchgeführten Studie, die aber erst mit 1450 ansetzt, kommt John Evert Härd (1981: 55) zu dem Ergebnis, dass die Zwischenstellung „als ein Charakteristikum des deutschen Prosa-Stils im 15. und 16. Jahrhundert bezeichnet werden (darf).“ Doch seit etwa 1525 zeige dieser Strukturtyp eine markant sinkende Frequenz (ebd.). Im Laufe des 17. Jhs. wird sie dann „aus der auf überregionale Geltung Anspruch erhebenden Schriftsprache beinahe vollständig verdrängt und auf Restgebiete beschränkt.“ (ebd.: 89)

Die Untersuchungsergebnisse von Askedal und insbesondere von Härd erlauben folgende Schlussfolgerungen:

1. Solange die Zwischenstellung existiert, ist die Anordnung der Verbformen ‚monadenhaft‘ (s. Köller oben): Es kann sich kein Oberfeld und kein Unterfeld – und damit auch kein Schlussfeld – herausbilden. M.a.W., es gibt weder Links- noch Rechtsläufigkeit.

2. Härds Worten ist eindeutig zu entnehmen, dass im 16. Jh. ein Vertikalisierungsprozess begann, der sehr schnell war und im 17. Jh. im Grunde zum Abschluss kam.
3. Härds Datierung deckt sich mit der von Hans-Joachim Solms, nach dem ja die endgültige Aufgabe mittelalterlicher Welterfahrung und Wahrnehmung im 16./17. Jh. erfolgt sei. Dies betrachte ich als eine unabhängige empirische Evidenz.

6.3. Die historische Lagerung analoger und digitaler Strukturierungen

Das Problem der Herausbildung des verbalen Schlussfeldes lässt sich auch unter dem Aspekt der Entstehung diskreter (= digitaler) Strukturierungen untersuchen. Solange nämlich keine Links- bzw. Rechtsläufigkeit existiert, ist der Nebensatz ‚nach hinten‘ offen:

(12) *diu zît, die uns got ze leben hât gegeben...*
(Beleg nach Askedal 1998: 243)

Askedal stellt zu Recht fest, dass zu Bertholds Zeiten „eine Kohärenz-Inkohärenz-Opposition, wie sie in der modernen deutschen Standardsprache vorliegt, sich noch nicht herausgebildet hat.“ (ebd.: 254)²⁵

In der Tat wäre eine Beschreibung, nach der die Kette *ze leben* in (12) ein kohärenter Infinitiv wäre, lediglich als ein bedingter Reflex zu werten, den die symbolgrammatische Struktur der Gegenwartssprache konditioniert hätte. Die Bech'sche Kohärenz/Inkohärenz-Opposition setzt nämlich eine feldmäßige Digitalisierung – inklusive einer strengen Feldbeziehbarkeit der Wortstellungsregeln – und damit auch die eindeutige Trennbarkeit von Schlussfeld und Infinitivkonstruktion heraus. Beleg (12) ist also kein Beispiel für eine kohärente Infinitivkonstruktion, sondern für eine ‚dichte‘ (= analoge) Struktur, deren denkbar inadäquateste Charakterisierung es wäre, wenn man sie auf zwei Propositionen zurückführen wollte.

Die Herausbildung der Kohärenz/Inkohärenz-Opposition bedeutet, dass der analog strukturierte Verbalkomplex aus der Standardsprache – nicht aber aus den Dialekten – verdrängt wird. In anderen Fällen werden analoge Strukturierungen von digitalen zwar überlagert, repräsentieren aber auch in der heutigen Standardsprache eine produktive Organisationstechnik des Sprechens. Ich meine z.B. die Formen, die die moderne Symbolgrammatiktheorie als prädikatsakkusativisch oder objektsprädikativisch bezeichnet, z.B.

(13a) Ich meinte ihn schon über alle Berge.

(13b) Ich meinte, dass er schon über alle Berge ist.

²⁵ Die Begriffe ‚Kohärenz‘ und ‚Inkohärenz‘ sind im Sinne von Gunnar Bech (1983: 60ff.) zu verstehen.

Typisch für den Typ (13a) ist, dass es im Gegensatz zu (13b) keine formale Trennung zwischen propositionaler Einstellung und Proposition gibt. (13a) ist also analog, (13b) dagegen digital strukturiert (zum Nachfolgenden s. ausführlicher Ágel 1999). Historisch gesehen sind die analogen Valenzrealisierungsmuster von epistemischen Sprechaktverben wie *meinen* älter als die digitalen Typen. Der Überlagerungsprozess ist an die Literalisierung gebunden. Beispielsweise ist epistemisches *behaupten* ‚eine Meinung, Vermutung aufstellen‘ nach dem FWB erst in einem Wörterbuch aus dem Jahre 1564 belegbar. Belege mit performativen Obersätzen, d.h. digital strukturierte Belege, gibt es jedoch erst aus dem 17. Jh. Auch bei epistemischem *schätzen* ‚denken, meinen‘ stammt nach dem DWB der erste Beleg mit performativem Obersatz (also nicht: *jmd. schätzt jmdn. etw.*) aus dem 17. Jh. (aus dem „Simplicissimus“).

Das überzeugendste Beispiel von den von mir untersuchten Verben stellt *scheinen* (*jmd. scheint...(zu) sein/jmdm. scheint, dass.../es scheint (jmdm.), dass...*) ‚den Eindruck machen/den Eindruck haben‘ dar:

Die DWB-Erstbelege sind alle frnhd.: *scheinen* mit reinem Inf. bei Luther; *scheinen* mit *zu*+Inf. im Reineke Fuchs; *es scheint* mit *als-ob*-Satz in der Luther-Bibel und *es scheint* mit *dass*-Satz bei Rompler v. Löwenhalt (1647). Die Struktur mit Dativvalenz des Obersatzverbs (*es scheint jmdm., dass.../jmdm. scheint, dass...*) wird nicht nachgewiesen. Paul (1992) belegt die Konstruktion mit *zu*+Inf. (*Er scheint ein ehrlicher Mann zuseyn*) bei Stieler. Die Konstruktionen mit performativen Obersätzen (*jmdm. scheint, dass.../es scheint (jmdm.), dass...*) bilden sich jedoch erst im 18. Jh. heraus.

Warum stellt nun *scheinen* das überzeugendste Beispiel dar?

Mit Vorsicht lassen sich hier nämlich auch Zwischenstadien der Digitalisierung rekonstruieren (wobei die Rekonstruktion auf schwachen empirischen Füßen steht und daher auch recht grobmaschig ist):

1. *scheinen* mit reinem Inf.;
2. *scheinen* mit *zu*+Inf.;
3. *es scheint, dass...*;
4. *es scheint jmdm., dass...*

Von diesen Strukturen existiert der analoge Prototyp (Nr. 1) im heutigen Deutsch nicht mehr. Doch die ebenfalls analoge Nr. 2 kohabitiert friedlich mit den digitalen Strukturen Nr. 3 und Nr. 4.

Selbst diese knappe historische Skizze zeigt deutlich, wie inadäquat die traditionelle symbolgrammatiktheoretische Beschreibung von epistemischem *scheinen* ist. In der Tradition der generativen Grammatik wurde *scheinen* nämlich lange als der Prototyp der sogenannten Hebungsverben eingestuft. M.a.W., die historische Grammatikalisierungsrichtung auf den Kopf stellend

betrachtete man *scheinen* mit *dass*-Satz als zugrunde liegend, aus dem dann *scheinen* mit *zu*+Inf. abgeleitet wurde.²⁶

Ich möchte nur noch ganz kurz zwei bekannte analoge Strukturierungen ins Gedächtnis rufen. Die eine ist das Apokoinu, das nach der symbolgrammatischen Tradition als ein Performanzfehler angesehen wird. Die andere ist die Satzverschränkung, genauer: die verschiedenen Typen von Nebensatzverschränkungen (Zifonun/IdS-Grammatik 1997: 2352ff.).

Was das Apokoinu anbelangt, sind „solche Konstruktionen“ nach Birgit Barufke

im Mhd. nicht selten; ihr Vorkommen beschränkt sich jedoch hauptsächlich auf die Heldendichtung. Die höfischen Epiker, ausgenommen Wolfram, kennen sie nicht. (Barufke 1995: 78)

Der Umstand, dass Apokoinu bei „lateinisch gebildeten Dichtern“ selten sei (Mettke⁵1983: 228) und dass es sich „in der Literatur noch bis ins 15. Jh. hinein“ halte (ebd.), deutet darauf hin, dass das symbolgrammatisch-normative Diktum auch über diese Konstruktionen Kopf stehend urteilt: Performanzfehler sind sie nur aus der historisch nachgeordneten Sicht der digitalisierten Sprache. Ursprünglich stellen sie jedoch ganz normale analoge Strukturierungen dar, die nicht durch ein ‚gemeinsames Satzglied in der Mitte‘, die gleich *zwei verschiedenen Sätzen* (!) angehören würden, verbunden sind, sondern die eine *einheitliche* rhythmische Äußerungseinheit (ganz im Sinne der ‚oralen Syntax‘, s. 6.8) mit einem rhythmischen Gipfel in der Mitte darstellen.

Wie und wann die diversen Typen von Satzverschränkungen (Behagel 1928: 547–552; Andersson/Kvam 1984: 104–107) entstanden sind und wie sie sich historisch ‚entwickelt‘ haben, wissen wir im Grunde nicht:

(14) die Erklärung, die du willst, daß ich geben soll

(15) den muß ich schau'n, daß ich find

(Schiller bzw. Nestroy – Belege nach Behagel 1928: 548f.)

Nach Andersson/Kvam (ebd.) kommen sie bei den Klassikern (z. B. bei Lessing) noch häufig vor, seit Mitte des 19. Jhs. werden sie aber in der Schriftsprache seltener. Hinsichtlich der Gegenwartssprache ist Gisela Zifonun der Ansicht, dass

es sich überwiegend um ein Phänomen gesprochener Sprache handelt. Der Norm der geschriebenen Standardsprache entspricht die Nebensatzverschränkung *nicht*. (Zifonun/IdS-Grammatik 1997: 2353; Hervorhebung im Original)

²⁶ Diese Auffassung wird in den neuesten deutschen Grammatiken nicht mehr vertreten (s. Eisenberg 1999: 354 und Zifonun/IdS-Grammatik 1997: 1284).

Es ist also wirklich nicht viel, was wir über die sprachhistorischen Abläufe wissen. Zifonuns Ja zur Sprechsprache und ihr definitives Nein zur Schriftnorm legen jedoch nahe, dass hier die symbolgrammatiktheoretischen Erklärungsversuche nie werden restfrei sein können. Denn es handelt sich um Strukturen, deren Ursprünge wohl in die Zeiten primärer Oralität zurückreichen und die auch heute noch recht produktiv sind, wenn auch der Sog neuerzeitlicher literalisierter Topologie symbolgrammatische Anpassungen bewirkt haben mag. M.a.W., Satzverschränkungen stellen in der Regel keine Abweichungen von der Schriftnorm dar, sondern bilden einen eigenen Traditionsraum. Oder wenn man so will: Sie sind *typologisch* anders.

Das Thema ‚Analogizität vs. Digitalität‘ abschließend lohnt es sich vielleicht auch einen Blick auf einige Nachbardisziplinen der Linguistik zu werfen. Ich denke dabei an die Neurolinguistik und die Psychologie:

Das Konzept der propositional-nonpropositionalen Dimension des Sprechens wurde in der Neurolinguistik von Diana Van Lancker (1987: 55ff.) herausgearbeitet. Nach ihr ist die nonpropositionale, d.i. analoge, Sprachkompetenz („language“) prototypischerweise kohäsiv, während die propositionale, d.i. digitale, Sprachkompetenz prototypischerweise analytisch sei. Erstere sei entweder in beiden Gehirnhälften oder in der rechten Hemisphäre lokalisierbar. Demgegenüber sei die Letztere ausschließlich auf die linke Gehirnhälfte spezialisiert.

Ohne die ‚Lokalisierungen‘ allzu ernst nehmen zu wollen, möchte ich darauf hinweisen, dass Van Lanckers Theorie mit der Scheerer’schen Konzeption im Einklang zu stehen scheint. Denn Van Lanckers propositionale Sprachkompetenz lässt sich wohl nur als eine modulare Spätgeburt auf holistischer Basis interpretieren. Wenn man hinzu nimmt, dass nach der empirisch geradezu atemberaubend fundierten kulturevolutionären Bewusstseinstheorie des Psychologen Julian Jaynes die Herausbildung des Bewusstseins eng an das ‚Verstummen‘ der sogenannten bikameralen Psyche (Jaynes 1993: 128ff.) und dieses eng an die Herausbildung von Literalität gebunden ist (ebd.: 256), erscheint einem die grammatiktheoretische Etablierung der Unterscheidung zwischen Analogizität und Digitalität geradezu zwingend.

6.4. Die historische Lagerung ausdrucksbezogener und wortbezogener Funktionalität

Betrachten wir die folgenden usuellen Syntagmen und Kollokationen – alle zu der Bedeutung 1a – wohlgemerkt: zu derselben Bedeutung – von *sitzen* nach Dudens Deutschem Universalwörterbuch:

(16) Er sitzt am Steuer/in der Sonne/an der Nähmaschine/bei der Arbeit/beim Kaffee/beim Essen/über den Büchern/vor dem Fernseher.

Stellen wir uns nun die bekannte schulische Situation vor, wo in der Deutschstunde die jeweiligen PPn erfragt werden müssen: *Wo sitzt er?* Und jetzt stellen wir uns dazu auch die jeweiligen Antworten vor.

Es dürfte eindeutig sein, wo das (grammatische) Problem liegt: Wer *an der Nähmaschine* sitzt, sitzt zwar tatsächlich an der Nähmaschine, doch genau das ist mit dem einschlägigen Satz in (16) nicht gemeint. Gemeint ist vielmehr, dass er am Nähen ist. Ähnlich auch in den anderen Fällen: dass er gerade fährt, sich sonnt, arbeitet, Kaffee trinkt, speist, liest und fernsieht. Dass er all das sitzend tut, ist Nebensache.

Helmuth Feilke spricht in solchen Fällen von *idiomatischer Prägung*, die vorliegt

insofern in einer Sprache ausdrucksseitige Kombinations- und Selektionspräferenzen und die Etablierung kompositionell nicht prädiktabler, präferentieller Bedeutung von Ausdrücken zu belegen sind [...]. (Feilke 1998: 74)

In Feilkes Theorie der idiomatischen Prägung wird das kompositionale Kind jedoch keinesfalls mit dem holistischen Bade ausgeschüttet. Feilke lehnt nämlich die zentrale strukturalistische Organisationsform – das Wort – nicht ab, sondern postuliert eine geregelte Kohabitation zwischen *Ausdruck* und *Wort*:²⁷

Das Wort sichert – qua Flektion [sic!] und Rektion – die interne Passung des jeweiligen Sprechens zur Syntax hin und positioniert es im Rahmen *grammatischer* Orientierungsparameter. Der Ausdruck (inklusive Wortbildung) sichert die externe Passung des Sprechens zu den erfolgreichen und bestätigten *semantischen* Orientierungen der Verwendung hin.“ (Feilke 1998: 77f.; Hervorhebungen im Original)

Vereinfacht könnte man sagen: Semantisch dominiert der Ausdruck das Wort, grammatisch das Wort den Ausdruck. Feilke drückt dies aus der Sicht des Wortes wesentlich geistreicher aus:

²⁷ „Das Wort ist die kleinste syntaktisch feldfähige semantische Einheit. Es ist systemintern durch seine syntaktischen und morphosyntaktischen Eigenschaften maximal auf syntaktische Prozesse beziehbar. Jedoch schon mit der Fähigkeit zur *Wortbildung* ist das Wort auf die Funktion bezogen, Wortfolgen nicht bloß ad hoc zu organisieren – das ist das Feld der Syntax –, sondern vor allem deren semantische Prägung durch den Gebrauch gestalthaft zu verkörpern und ins Lexikon zu überführen. Das ist das Feld des Ausdrucks. Dieses Feld erstreckt sich weit über das Schnittfeld der usuellen Wortbildungen hinaus und entfaltet sein Potential gerade außerhalb der syntaktischen und semantischen Domäne des Wortes, denn der Ausdruck faßt vor allem auch illokutionäre, propositionale und textuelle Ordnungsleistungen des Sprechens.“ (Feilke 1998: 69)

Das Wort steht semantisch *unter dem Zeichen des Ausdrucks*. (Feilke 1998: 70; Hervorhebung im Original)

Nun ist *das Wort im modernen Sinne* eine visuelle Metapher (mehr dazu in Ágel/Kehrein 2002). Die (literale) Idee des Wortes stellt, wie erwähnt, die vielleicht wichtigste Konsequenz der historischen Einführung des Zwischenraumes in der äußeren Form von Schriftstücken dar (Übergang von der phonographischen in die grammatische Phase im Sinne von Günther). Wie Günther feststellt, beginnt durch die Einführung des Wortzwischenraumes die grammatische Organisation sichtbar zu werden.

Was ist damit gemeint?

Damit ist m.E. gemeint, dass die digitale Visualisierung des Sprechens die Voraussetzung für die Paradigmatisierung des Sprachdenkens darstellt. Flexion gibt es ja auch in primär oralen Sprachgemeinschaften. Das Bewusstsein, dass *ich sitze, er saß, wir hätten gegessen* etc. Formen desselben Wortes darstellen, existiert jedoch nicht. Erst die Literalisierung führt dazu, dass die primär ausdrucksbezogene Organisation oralen Sprechens sukzessive paradigmatisiert wird. Dabei wird jedoch die (syntagmatisch) ausdrucksbezogene Funktionsweise des Sprechens von der (paradigmatisch) wortbezogenen der Sprache nicht verdrängt, sondern es kommt zunehmend zu einer zweidimensionalen Organisation, zu einem ‚Doppeldecker‘, wo man oben das Panorama genießt und wo unten Motor und Fahrer zuverlässig arbeiten.

Das erste Beispiel, an dem die Funktionsweise dieses ‚Doppeldeckers‘ illustriert werden soll, ist das Verbalgenus:

Zu Recht nimmt die Symbolgrammatiktheorie für das Deutsche diverse Aktiv- und Passivparadigmen an. Eine Kategorisierung, die natürlich voraussetzt, dass jede beliebige finite Verbform entweder der einen oder der anderen Kategorie zuzuordnen ist. Betrachten wir nun das folgende absichtlich kontextfreie Satzskelett mit dem Partizip II des labilen Verbs *schmelzen*.²⁸

(17) X ist geschmolzen.

Ist es Aktiv oder Passiv? Ich stelle die Frage nicht aus der Perspektive streitbarer Theorieansätze, sondern aus der Sicht ganz normaler Sprachteilhaber. Doch eine Befragung hat hier kein einheitliches Bild ergeben.²⁹

²⁸ Der Typus *melt/schmelzen* wird in der Sprachtypologie als *labiles Verb* bezeichnet, weil auf Grund formaler Merkmale nicht zu entscheiden ist, ob die rezessive (= inchoative) oder die kausative Lesart primär ist. Die labilen Verben stellen also eine Unterklasse nicht gerichteter (non-directed) rezessiv-kausativer Alternationen dar (s. Haspelmath 1993: 90ff.).

²⁹ Beteiligt waren auch an diesem Test Studierende der Germanistik in Berlin (Humboldt), Heidelberg und Greifswald. Die insgesamt 103 Vpn. waren grammatischen Termini wie ‚Aktiv‘ und ‚Passiv‘ nicht ausgesetzt. Sie mussten lediglich entscheiden, ob das Satzskelett einen ‚Täter‘ impliziert (= exoaktiv) oder nicht (= endoak-

<input type="checkbox"/> Endoaktiv:	79	(=77%)
<input type="checkbox"/> Exoaktiv:	18	(=17%)
<input type="checkbox"/> Nicht zu entscheiden:	6	(= 6%)
<input type="checkbox"/> Total:	103 Vpn	
<input type="checkbox"/> Exo/endo-Wert:	0,256	

Ist nun die Aktiv/Passiv-Kategorisierung doch falsch? Oder ist vielleicht die Frage nach der Falschheit falsch oder einseitig?

Einen anderen Weg als die Symbolgrammatiktheorie geht Elisabeth Leiss (1992: 156ff.). Sie lehnt die Kategorien *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt ab und würde (17) als eine „Zustandsmittelkonstruktion“ (ebd.: 175), d.h. als ein Resultativum mit den kontextualen Optionen Agensresultativ oder Patiensresultativ einordnen. Es ist allerdings fraglich, ob Leiss der folgenden Interpretation des Testergebnisses zustimmen würde: Die „Zustandsmittelkonstruktion“ *X ist geschmolzen* ist für 77% agensresultativisch, für 17% patiensresultativisch und für 6% einfach nur resultativisch (ohne nähere Bestimmung). Denn soweit ich sehe, fasst Leiss Agensresultativ und Patiensresultativ als kontextsensitive Kategorien auf. M.a.W., eine kontextfreie Struktur wie *X ist geschmolzen* könnte eben nur generell als „Zustandsmittelkonstruktion“ eingestuft werden.

Es scheint, dass wir aus dem symbolgrammatischen Regen in die kontextgrammatische Traufe gekommen sind. Denn während die Symbolgrammatiktheorie zu viel dem System aufbürdet, scheint die Leiss'sche Kontextgrammatiktheorie zu viel dem Kontext aufbürden zu wollen. Wenn man annimmt, dass die Disambiguierung der „Zustandsmittelkonstruktionen“ ausschließlich eine Sache des Kontextes ist, kann man die deutliche endoaktive Verstehenspräferenz bei *ist geschmolzen* (Exo/endo-Wert: 0,256) genauso wenig erklären wie aus der bloßen Aufhebung systemischer Differenzen heraus. Denn im Sinne sowohl der Symbolgrammatiktheorie als auch der Leiss'schen Kontextgrammatiktheorie hätten ja im Grunde alle Versuchspersonen „nicht zu entscheiden“ ankreuzen müssen – was aber insgesamt nur 6 von 103 getan haben. Außerdem: Wie die folgenden Testergebnisse zu weiteren labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen zeigen, differieren die Verstehenspräferenzen von Verb zu Verb zum Teil erheblich, was mit zwei Katego-

tiv). Die Termini ‚endoaktiv‘ und ‚exoaktiv‘ (Haspelmath 1993: 108, Anm. 3) sind nicht formal, sondern semantisch zu verstehen. Den Exo/endo-Wert erhält man, indem die Anzahl der ‚exoaktiven Antworten‘ durch die der ‚endoaktiven Antworten‘ geteilt wird. Die Antworten in der Rubrik „nicht zu entscheiden“ werden je zur Hälfte auf ‚exoaktiv‘ und ‚endoaktiv‘ verteilt. Der Wert 0,256 ergab sich demnach daraus, dass 21 (18+3) durch 82 (79+3) geteilt wurde.

rien wie *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt sogar noch eher ‚eingefangen‘ werden kann als mit nur einer Kategorie wie „Zustandsmittelkonstruktion“:

VERBEN	EXO	ENDO	NEUTR	EXO/ENDO-WERT
<i>trocknen</i>	14 Vpn.	81 Vpn.	8 Vpn.	0,212
<i>schmelzen</i>	18 Vpn.	79 Vpn.	6 Vpn.	0,256
<i>einfrieren</i>	17 Vpn.	74 Vpn.	11 Vpn.	0,283
<i>verbrennen</i>	25 Vpn.	68 Vpn.	10 Vpn.	0,411
<i>rollen</i>	43 Vpn.	42 Vpn.	17 Vpn.	1,02
<i>zerbrechen</i>	53 Vpn.	40 Vpn.	9 Vpn.	1,292

Bemerkenswert ist bei dieser (labilen) Art von idiomatischer Geprägtheit einerseits, dass die Anzahl der „nicht zu entscheiden“-Antworten in jedem Falle relativ unbedeutend bleibt (mit einem Maximum von 16,6% bei *X ist gerollt*). Andererseits, dass selbst der Exo/endo-Wert 1,02 (ebenfalls bei *X ist gerollt*) nicht von Desorientierung, von Ambiguität, von fehlender Verstehenspräferenz, sondern vielmehr von einer Polarisierung der Verstehenspräferenzen zeugt.

Man sieht, dass weder die Verabsolutierung einer symbolgrammatisch-wortbezogenen noch die einer kontextgrammatisch-ausdrucksbezogenen Herangehensweise zu einem theoretisch zufrieden stellenden Ergebnis führt. Daher liegt es nahe anzunehmen, dass man die zwei Typen von Auffassungen versöhnen muss:

Die labilen Verben, deren Existenz – im Gegensatz zu den durchparadigmatisierten Antikausativa wie etwa *sich öffnen*, *sich biegen* – weit in die primäre Oralität zurückzuverfolgen ist, entstanden primär ausdrucksbezogen organisiert, und auch heute sind sie es zum Teil immer noch. Im Sinne von Feilke hat also der ursprünglich orale Ausdruck *X ist geschmolzen* (*getrocknet*, *eingefroren* usw.) eine „präferentielle Bedeutung“, die (bei diesen Verben) endoaktiv ist. Mittlerweile eingegliedert ist allerdings dieser *syntagmatisch* organisierte und idiomatisch geprägte Sprachzeichentyp in zwei semantisch geschlossene (wortbezogene) *Paradigmen*.³⁰ Dabei steht das partizipiale Syntagma heute grammatisch *unter dem Zeichen des Paradigmas*, seman-

³⁰ S. auch das folgende Beispielpaar (nach König 1990: 124):

John isn't stupid but₁ lazy. (,...sondern faul')

John isn't stupid but₂ he is lazy. (,...aber faul')

Nur im Rahmen einer rein paradigmatisierenden Beschreibung ließe sich behaupten, dass es ein *but*₁ mit Korrekturbedeutung und ein *but*₂ mit Kontrastbedeutung gibt. Denn die gewünschte Interpretation von *but* ist ausdrucksbezogen, stellt sich erst in Abhängigkeit von der ‚Vollständigkeit‘ des zweiten Konjunkt ein.

tisch ist es jedoch gerade umgekehrt. Daher ist zu erwarten, dass das gesamte Paradigma des Wortes *schmelzen* (*trocknen*, *einfrieren* usw.) endoaktiv geprägt ist. Die idiomatische Geprägtheit des Ausdrucks färbt auf das Wort ab. Nicht nur das Syntagma funktioniert vom Paradigma her, sondern auch das Paradigma vom Syntagma her.

Um das Thema ‚ausdrucksbezogene vs. wortbezogene Funktionalität‘ abzuschließen, möchte ich noch kurz auf die Modalpartikeln eingehen:

- (18) Stellt er *doch* glatt den Rotwein in den Kühlschrank!
- (19) Gäb's *nur* keinen Wein / Und keine Weibertränen! (J. W. v. Goethe)
- (20) Ich war *vielleicht* ein Idiot, Leute! (U. Plenzdorf)
- (21) Hör *mal*, wer hat denn mit KZ angefangen? Jetzt *mal* ganz ehrlich. (G. Wallraff)
- (22) Stell dir *doch bloß* mal vor, was das den Steuerzahler kostet! (B. Strauß)
- (23) Bin ich *denn* ein Unmensch? (H. Böll)
- (24) Was die Leute *bloß* immer reden, wenn sie im Kino sind! (K. Tucholsky)

Wie (in Kapitel 5) erwähnt, stellen Modalpartikeln deshalb ein besonders aufschlussreiches Phänomen dar, weil deren Genese und Verbreitung nachweislich an die Literalisierung gebunden ist, wobei sie jedoch vorzugsweise sprechsprachlich eingesetzt werden. Sie verstärken eher den holistischen als den kompositionalen Charakter des Sprechens.

Doch darf den Modalpartikeln eine paradigmatische Organisation bzw. eine historisch zunehmende Paradigmatisierung nicht abgesprochen werden. Sprechern, besonders literalisierten Sprechern, ist es nämlich sehr wohl bewusst, dass, um mit Lehmann (1985: 306) zu sprechen, die paradigmatische Kohäsion (Paradigmatizität) zwischen bestimmten Partikeln der Gegenwertsprache bereits einen relativ hohen Grad erreicht hat. Moderne Übersetzer von Descartes könnten ein Lied davon singen:

- (25) Ich denke *ja/doch/schon/bloß/vielleicht/eigentlich/nur*, also bin ich.

Es handelt sich jedoch um eine Paradigmatizität, die die Ausdrucksbezogenheit nicht aufhebt. Denn die Substituierbarkeit erfasst oft nur Ausdrücke, nicht jedoch die einzelne Modalpartikel (mit einer „übergreifenden Bedeutung“ im Sinne von Hentschel/Weydt ²1994: 285) oder einen Vorkommens-typus einer Modalpartikel (mit einer „Einzelbedeutung“, s. ebd.):

- (18') Stellt er *ja* glatt den Rotwein in den Kühlschrank!
- (19') *Gäb's *schon* keinen Wein / Und keine Weibertränen!
- (20') *Ich war *eigentlich* ein Idiot, Leute!³¹
- (21') *Hör *bloß*, wer hat denn mit KZ angefangen?
- (22') Stell dir *doch/bloß/mal/doch mal/bloß mal/doch bloß* vor, was das den Steuerzahler kostet!

³¹ Inkorrekt mit *derselben* Prosodie wie (20).

(23') *Bin ich *doch* ein Unmensch?³²

(24') *Was die Leute *schon* immer reden, wenn sie im Kino sind!

Mindestens die Fälle (19'), (20'), (21'), (23') und (24') deuten darauf hin, dass Versuche, die jeweilige (wortbezogene) „Einzelbedeutung“ der substituierten Vorkommstypen in (19), (20), (21), (23) und (24') ohne Angabe des *substituierten Ausdruckstyps* beschreiben zu wollen, scheitern würden. In der Partikelforschung trägt man diesem Umstand in erster Linie dadurch Rechnung, dass man die satzmodalen Restriktionen eruiert (s. etwa Helbig 1988).

6.5. Die historische Lagerung von Gebrauch und Bedeutung

In seinem Vertikalisierungsaufsatz macht Oskar Reichmann (1988: 171) die Beobachtung, dass sich die Einzelbedeutungen eines Wortes für das Frnhd. außerordentlich schwer voneinander abgrenzen lassen, dass jedoch die Abgrenzungen für die Hochsprache seit dem 18. Jh. klarer seien. Vorausgesetzt, es handelt sich hier um eine „reale sprachgeschichtliche Entwicklung“ (ebd.), so

wäre diese zu kennzeichnen als im Laufe der Geschichte zunehmende Wohlbestimmtheit von Wortbedeutungen durch schärfere Verwendungsregeln. (ebd.)

Ich denke, dass es sich hier sehr wohl um eine „reale sprachgeschichtliche Entwicklung“ handelt, die eine natürliche Begleiterscheinung all der bisher beschriebenen Prozesse – des Wandels von situationsgebundenen zu abstrakteren, von aggregativen zu systemräumlichen, von analogen zu digitalen und von ausdrucksbezogenen zu wortbezogenen Strukturierungen des Sprechens – darstellt.

Ich möchte den Prozess der *Überlagerung von sich in Handlungszusammenhängen* – ‚Situationskontexten‘ (Malinowski) – konstituierenden *pragmatischen Inhalten* – kurz: von Gebrauch – *durch* sich in abstrakterer und (situations)kontextentbundener Reflexion konstituierende *semantische Inhalte* – kurz: durch Bedeutung – *Semierung* nennen.

Die Grundidee von ‚Semierung‘ basiert auf der Überzeugung, dass ‚Sprechzeichen‘ (= orale Sprachzeichen), die ja nur in dem jeweiligen konkreten Handlungszusammenhang ihren *valeur* erhalten, überhaupt nicht ‚polysem‘ sind, obwohl sie in der Regel viel polyfunktionaler sind als (literale) Sprachzeichen. Die Anwendung des Polysemiebegriff auf ‚Sprechzeichen‘ würde lediglich eine unangemessene Projektion eines literalen Begriffs auf die ‚orale Semantik‘ (und Semiotik) darstellen. Denn polysem erscheinen die

³² Inkorrekt mit *derselben* Prosodie wie (23).

‚Sprechzeichen‘ nur dem Literalisierten, der die diversen Handlungszusammenhänge, in denen ein ‚Sprechzeichen‘ fungieren kann, als digitalisierbare Referenzbereiche auffasst, die nicht unter einer einheitlichen ‚Systembedeutung‘ subsumiert werden können.

Mit *Semierung* möchte ich demnach einen historisch-semanticen Reanalyseprozess bezeichnen, der infolge der Quasi-Objektivierung des Sprechens durch die Schrift einsetzt und der in der semantischen Digitalisierung von Handlungskontexten besteht. Mit Semierung ist also die ‚Versprachlichung‘ und semantische Parzellierung von Handlungszusammenhängen gemeint, die sich einerseits in der Polysemierung eines Wortes, andererseits aber auch in Monosemierung äußern kann.³³

Die Anzahl der Beispieltypen, die diese „reale sprachgeschichtliche Entwicklung“ auch in der Grammatik belegen könnten, ist Legion: von der Valenz über die diversen Typen von Satzkonnectoren bis hin zu den Modalpartikeln. Ich möchte lediglich auf das wohl bekannteste Beispiel hinweisen: auf die Entwicklung des Satzkonnectors *dass* im Frnhd. und Nhd.: einerseits Monosemierung durch die Ausgliederung von *anstatt dass*, *unerachtet dass*, *zudem dass*, *trotzdem dass*, *während dass*, *um dass*, *kaum dass* usw.; andererseits Polysemierung von ehemals funktionalen, jedoch aus heutiger Sicht nicht wohlbestimmten semantischen Zusammenhängen, z.B.:

(26) das ist, der glaub [...] wirt uberflussig rechtfertigen alle die yhn haben, das sie nichts mehr bedurffen, das sie gerecht und frum seyn.

(Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen – Beleg nach Nitta 2000: 28)

Nach Nitta (2000: 27) hängt es – zumindest in seinem Luther-Korpus – „grundsätzlich vom Kontext ab“, ob es sich bei einem *dass*-Satz ohne Korrelat um einen modalen oder einen konsekutiven Satz handelt. Und was den anderen *dass*-Satz des Belegs anbelangt, ist es aus heutiger Sicht nicht zu entscheiden, ob er Restriktion, Ausgrenzung, Aussagenpräzisierung oder eben ein Aggregat von all diesen Inhalten, d.h. einen symbolgrammatisch nicht semierbaren Handlungszusammenhang, ausdrückt.³⁴

³³ Eine wichtige lexikologische und (meta)lexikografische Implikation der Semierung – und eine zwingende Schlussfolgerung aus Reichmanns zitierten Feststellungen – ist: Je mehr man sich der Gegenwartssprache nähert, desto restfreier lassen sich die schriftsprachlichen Belege eines Wortes einer Einzelbedeutung zuordnen.

³⁴ Zu der ‚ausgrenzenden‘ Untergruppe von konfrontativen Nebensätzen und zu Nebensätzen der Aussagepräzisierung s. Sitta/Duden-Grammatik ⁶1998: 808f. Die Restriktion kennt die Duden-Grammatik nur als Nebenordnung (ebd.: 402).

6.6. Die historische Lagerung inhalts- und formorientierter Strukturierungen

Das ist ein Prinzip, dessen ‚universalistische Fassung‘ aus den Grammatikalisierungstheorien – als semantische Ausbleichung, Bedeutungsentleerung usw. (zusammenfassend s. Diewald 1997: 18f.) – bekannt ist. Hier geht es aber um einen spezifischen Aspekt dieses Grammatikalisierungsprinzips, nämlich um die Auffassung, dass auf formalen Kategorisierungen oder Prinzipien basierende Strukturierungen nicht universal sind, sondern ‚jüngere‘ historische ‚Produkte‘ darstellen, die die auf semantischen Kategorisierungen oder Prinzipien basierenden Strukturierungen der Oralität umformen und/oder überlagern.

Ich möchte auf zwei Fälle kurz eingehen, die einem nicht ohne Weiteres einfallen – auch deshalb nicht, weil sie nicht zu den klassischen Beispieltypen von Grammatikalisierungstheorien, die meist bei lexikalischen Zeichen ansetzen, gehören:

1. Phrasenorganisation:

(27) ...daz ez dir get an dein ere oder an deinez nechsten ‚an die deines Nächsten‘
(M. v. Amberg 1238f. – ab 1380; Beleg nach Ebert/Frnhd. Grammatik 1993: 339)

Ebert spricht hier von der „Ersparung des Kernsubstantivs“ (ebd.). Doch dürften Kernsubstantive als Köpfe von rein formal organisierten Phrasen gar nicht erspart werden. In der Tat liegt hier auch keine Ersparung vor, sondern die ‚Phrase‘ – besser: die Nominalgruppe – ist noch nicht so weit grammatikalisiert, dass bei Koordination der Kopf eine offene grammatische Spur hinterlassen müsste. Die inhaltsorientierte Organisationstechnik der Nebenordnung scheint hier noch durchaus effektiv zu sein.

2. Negation: Bekanntlich ist in der heutigen Standardsprache die Häufung der Negation nicht mehr möglich. Dies geht soweit, dass nicht nur Negationswörter, sondern selbst Verben negativen Sinnes als Negatoren fungieren können. Des Weiteren kann im Vergleichssatz nach dem Komparativ kein Negationswort mehr vorkommen. Anders noch im Frnhd.:

(28) darinnen fande ich / [...] / mehr Thorheiten / als mir bißhero noch nie vor Augen kommen
(Simplicissimus 77 – Beleg nach Ebert/Frnhd. Grammatik 1993: 429)

Robert Peter Ebert beschreibt diesen Fall unter der Kapitelüberschrift „Scheinbare Vertauschung positiver und negativer Ausdrucksweise“ als „eine für das heutige Sprachgefühl pleonastische Negation“ (ebd.: 428).

Ich denke, dass es beim Belegtyp vielmehr darum geht, dass eine streng formale Organisation der Komparation noch nicht stattgefunden hatte. (28) repräsentiert daher eine sehr bemerkenswerte Form des Übergangs zwischen Aggregativität und Systemräumlichkeit:

1. Einerseits stellt die Kette nach *als* noch ein *semantisch* selbstständiges, keinem anderen Sprechereignis untergeordnetes Sprechereignis dar. Und in einem als *semantisch* selbstständigen Sprechereignis analysierten ‚*als*-losen *als*-Satz‘ ist das Negationswort (*noch*) *nie* völlig funktional. Ohne es würde sich ja der gemeinte Inhalt nicht einstellen.
2. Andererseits füllt dieses *semantisch noch* keinem anderen Sprechereignis untergeordnete Sprechereignis einen syntaktischen Rahmen, einen *als*-Satz, aus, der *syntaktisch schon* einem anderen Satz untergeordnet ist.³⁵

Diese Analyse wird grob verdeutlicht in (28’):³⁶

(28’) [{darinnen fand ich mehr Thorheiten}] [als {mir bißhero noch nie vor Augen kommen}]

6.7. Die historische Lagerung soziopragmatisch markierterer und weniger markierter Strukturierungen

Dieses Prinzip besagt einerseits, dass Literalisierung homogenisierend wirkt. Andererseits trägt es dem Umstand Rechnung, dass die mit Literalisierung einhergehende Vertikalisierung eine totale Homogenisierung verhindert, ja auch Dehomogenisierungsprozesse in Gang setzen kann. Jürgen Erich Schmidts Untersuchungen zur soziokulturellen Determiniertheit der Serialisierung des NP-Nachfeldes (Schmidt 1993 und 1993a) können auch als Beschreibung und Analyse eines derartigen Dehomogenisierungsprozesses interpretiert werden.

Seit etwa Mitte des 19. Jhs. dauert ein komplementärer Sprachwandel zwischen NP und Satz an (Schmidt 1993a: 60–64). Die mittlere Satzlänge reduziert sich zwischen 1850 und heute um 30%, und genau 30% weniger Wörter

³⁵ Symbolgrammatiktheoretisch existiert keine Beschreibungskategorie für die ‚Kette nach *als*‘. Ein ‚*als*-loser *als*-Satz‘ ist symbolgrammatiktheoretisch eine *Contradictio in adjecto*. Folglich würde ein rein symbolgrammatischer Beschreibungsversuch – wörtlich – auf halber Strecke bleiben.

³⁶ Die zwei *semantisch* selbstständigen Sprechereignisse, die *aggregativ* durch *als* verbunden sind, stehen zwischen geschweiften Klammern. Die zwei *syntaktisch* unselbstständigen Sätze, die *hypotaktisch* durch *als* verbunden sind, stehen zwischen eckigen Klammern.

braucht der moderne Satz, der dieselbe Informationsmenge, die um 1850 noch in Nebensätze verpackt war, in komplexen, rechtslastigen NPs realisiert.

Die Komprimierung, d.h. die ‚Umverpackung‘ von Nebensatz-Propositionen in NPs, bringt jedoch nicht nur Vorteile, sondern auch ernsthafte kommunikative Nachteile mit sich (Schmidt 1993a: 65f.): Die übermäßige Verdichtung induziert Rezeptionsprobleme, es droht daher der Verlust des Ökonomievorteils.

Wie können nun die Rezeptionsprobleme bei Beibehaltung des Ökonomievorteils behoben werden?

Gestützt auf eine großangelegte empirische Untersuchung zur sog. Attribuerungskomplikation (Schmidt 1993: 169–327) konnte Schmidt (1993a) überzeugend nachweisen, dass eine soziologisch relativ klar abgrenzbare Gruppe von Sprachteilhabern sich eine neue Serialisierungsstrategie erarbeitet hatte, was zu einer zunehmenden Vertikalisierung der Syntax des NP-Nachfeldes führte und führt:

(29) (Bitte beantworten Sie) unsere Fragen auf der Rückseite zum bisher versicherten KFZ

(Originalbeleg aus einem Brief einer Kraftfahrzeugversicherung)

NPs wie (29) wurden von Schmidts Probanden erstaunlicherweise nicht übereinstimmend beurteilt. Im konkreten Falle hielten 45% die NP für inkorrekt, 35% für vollkommen korrekt und 20% für „irgendwie schief“ (Schmidt 1993a: 67). Die 35% waren Leser mit relativ niedriger Leseerfahrung, die die Struktur semantisch interpretiert hatten, was zu einer Koordination der beiden Präpositionalattribute und somit zu einer sinnvollen Deutung führte. Hingegen waren die 45% Leser mit relativ hoher Leseerfahrung, die einfach mit einem mechanisch zunehmenden Dependenzgrad rechts von N gerechnet hatten, was zu einer unsinnigen Interpretation führte.

Entscheidend [...] ist nun die Frage, wie die Mehrheit der Leser dazu kommt, eine solche syntaktische Struktur anzusetzen, obwohl die entsprechenden Regeln in keiner Grammatik stehen. Daß diese Gruppe, die Gruppe mit relativ hoher Leseerfahrung, die vom Schreiber intendierten Beziehungen nicht erkennt, ist auszuschließen. (ebd.: 69)

Die Vertikalisierung der Syntax des NP-Nachfeldes erfolgt durch einen subtilen und langsamen Sprachwandel, dessen Träger Sprachteilhaber mit relativ hoher Leseerfahrung sind, d.h. die Gruppe, die mit dem erwähnten Rezeptionsproblem en masse konfrontiert wurde und wird. Ohne den Ökonomievorteil aufzugeben, wird dem Rezeptionsproblem abgeholfen

durch Syntaktifizierung der Reihenfolgebeziehung, der Serialisierung, d.h. dadurch, daß die Substantivgruppe syntaktisch *zunehmend* nach dem Prinzip der mo-

notonen, der fortlaufenden Unterordnung organisiert wird (ebd.; Hervorhebung im Original).

6.8. Die historische Lagerung prosodischer und segmentaler Funktionalität

Gemeint ist die sukzessive Ersetzung distinktiver Hörbarkeit durch distinktive Lesbarkeit, die oben in 3 bei der Problematik der strukturellen Ambiguität bereits erörtert wurde.

In diesem Zusammenhang möchte ich lediglich an Fleischmanns (1973: 318) Konzept des rhythmischen Satzgefüges im Mhd. erinnern: keine formale Eingliederung des Noch-nicht-Nebensatzes in den Noch-nicht-Hauptsatz in Nachstellung durch die Erstplatzierung des ‚Hauptsatz‘finitums. Rhythmische Äußerungsfügung statt formaler Syntax ist nämlich ein typisches Merkmal oralen Sprechens, in dem die Syntax von mnemonischen Zwängen bestimmt ist:

Ein längerer oral geprägter Gedankengang tendiert sogar dann zu hochgradiger Rhythmisierung, wenn er sich nicht der Versform bedient, denn der Rhythmus unterstützt die Erinnerung, auch physiologisch. (Ong 1987: 40)

Rhythmische Äußerungsfügung – besser noch: rhythmische Sprechereignisorganisation – ist ein typischer Fall distinktiver Hörbarkeit. Im Zuge der Literalisierung muss sie durch distinktive Lesbarkeit ergänzt oder ersetzt werden.

Während die distinktive Hörbarkeit der mhd. rhythmischen Äußerungsfügung durch die distinktive Lesbarkeit der neuzeitlichen syntaktischen Satzfügung ersetzt wurde, stellt das folgende Beispiel aus der Gegenwartssprache einen Fall dar, in dem distinktive Hörbarkeit nicht ersetzt, sondern ergänzt wurde:

(30) Wer hat das *schon* gelesen?

Nur der eingefleischte Skriptizist, der prosodische Merkmale (implizit) für bloße Anhängsel erklärt, kann der Ansicht sein, dass (30) strukturell ambig sei. Denn es bedarf hier des Zusammenspiels segmentaler und prosodischer Funktionalität, um selbst zu einer kontextfreien Interpretation des *Ausdrucks* (im Sinne von Feilke) zu kommen.³⁷

³⁷ Man möge (30) etwa mit der Modalpartikel-Lesart sprechen, sich die eigene Intonation ‚merken‘ und dann versuchen, die adverbiale Lesart mit dieser Intonation ‚herzustellen‘.

6.9. Die historische Lagerung prozessbezogener und produktbezogener Strukturierungen

An der Aufdeckung prozessbezogener Strukturierungen ist insbesondere die Gesprochene-Sprache-Forschung interessiert, die bestrebt ist nachzuzeichnen,

wie Grammatik aus den Grundbedingungen mündlicher Kommunikation, insbesondere von Interaktivität, hervorgeht. (Fiehler 2000: 31)

Damit steht die eher auf die sekundäre und tertiäre Oralität abhebende Gesprochene-Sprache-Forschung in der besten Tradition der Theorieansätze zur primären Oralität:

Die des Lesens und Schreibens unkundigen Angehörigen zivilisierter Gemeinschaften behandeln und betrachten die Wörter genauso wie die Wilden, d.h. als mit der Realität des Handelns eng verknüpft. (Malinowski 1974: 361)

Dass dem prozessbezogenen Beschreibungsansatz der Gesprochene-Sprache-Forschung historische Relevanz zuzuerkennen ist, ist wohl unbestreitbar. Ob diese Zuerkennung methodisch immer und einwandfrei umgesetzt werden kann, ist jedoch eine andere – und heikle – Frage. Was man vorerst tun kann, ist, etablierte Kategorien der Gesprochene-Sprache-Forschung wie etwa Diskursmarker, Operator-Skopos-Struktur oder Freies Thema auf ‚kontextgrammatische Zeiten‘ anzuwenden.

Ich möchte lediglich einen einzigen Beispieltyp anführen, den der historische Grammatiker m.E. „aus den Grundbedingungen mündlicher Kommunikation“ heraus interpretieren kann:

(31) Das aber ein wol getzemte zung edel [...] sey. Das betzeüget sanctus Jacoubus...
(Geiler, Seelenparadies – Beleg nach Ebert/Frnhd. Grammatik 1993: 453)

Mir scheint, dass die historische Grammatikschreibung auch in solchen Fällen relativ unbekümmert von Korrelaten spricht, wo der ‚Nebensatz‘ eher das Vorvorfeld als das Vorfeld besetzt. In einem Fall wie (31), wo die Pause durch die Interpunktion klar angezeigt wird, handelt es sich m.E. nicht um einen Nebensatz mit Korrelat, sondern um ein Freies Thema und eine Anapher.

7. Fazit

Im vorliegenden Beitrag habe ich das Ziel verfolgt, zu der methodologischen Grundlegung neuer, dynamischer Grammatiktheorien beizutragen. In diesem Zusammenhang wollte ich zeigen, dass

1. die moderne Linguistik – gewollt bzw. ungewollt – einen zweifachen Ballast ‚mitschleppt‘: den des Synchronizismus und den des Skriptizismus;
2. es diesem Erbe zu ‚verdanken‘ ist, dass sowohl die historische Grammatikforschung als auch die Erforschung der Grammatik der gesprochenen Sprache lange Zeit am Rande des grammatiktheoretischen Interesses stand;
3. diese theoretische ‚Voreingenommenheit‘ der empirischen Arbeit Grenzen setzte, die nicht nur die empirische Arbeit, sondern auch das Erkennen dieser ‚Voreingenommenheit‘ behinderten;
4. die Historizität von Sprache kein Hindernis, sondern eine wichtige Quelle moderner Theoriebildung ist;
5. die Sprachgeschichtsforschung, wenn sie ‚fachgerecht‘ betrieben wird, keine Archeologie verflossener Zeiten ist, sondern dass sie notwendig (aber nicht hinreichend) ist, um Gegenwartssprachen theoretisch adäquat zu beschreiben;
6. in der Linguistik (und nicht nur in der Linguistik) des 20. Jhs. die theoretischen Ansätze vorhanden sind, von denen ausgehend es möglich (und auch notwendig) ist, die Grammatiktheorie auf neue methodologische Fundamente zu stellen;
7. diese neue methodologische Grundlegung nicht bedeutet, dass die Ergebnisse der Symbolgrammatik des 20. Jhs. allesamt zu verwerfen wären, sondern dass sie in neue, dynamische Grammatiktheorien integriert werden sollen;
8. die kognitionswissenschaftliche Fundierung der neuen Grammatiktheorien im genetischen Sinne (Stichwort: ‚Kognitivierung des Konnektionismus‘) bedeutet, einen dynamischen begrifflichen Apparat zu schaffen, der sich dem komplizierten kulturhistorischen Prozess der Verschriftlichung anzupassen vermag;
9. die vielleicht größte Herausforderung für die neuen Grammatiktheorien ist, dass der dynamische begriffliche Apparat für die Beschreibung des Nach-, Neben-, Über- und Miteinanders kontext- und symbolgrammatischer Strukturierungen geeignet sein muss.

Abschließend möchte ich noch auf den wichtigen methodologischen Aspekt hinweisen, dass die Dynamik der neuen Grammatiktheorien nicht statisch sein darf. Es ist nämlich keinesfalls auszuschließen, dass die rapide Verbreitung der tertiären Oralität in dem ‚global village‘ zur kontextgrammatischen Überlagerung symbolgrammatischer Strukturierungen und zur Umkehrung der Vertikalisierung führen könnte. Von einem dynamischen begrifflichen Apparat wäre daher zu erwarten, dass er die Relation von Kontext- und Symbolgrammatischem nicht nur unidirektional abzubilden vermag. Man sollte sogar auch nicht ausschließen, dass in dem ‚global village‘ völlig neue

Denkmuster entstehen werden, die einen Typ von Grammatiktheorie ‚der dritten Art‘ erforderlich machen.³⁸

8. Literatur

- Ágel, Vilmos (1988): Überlegungen zur Theorie und Methode der historisch-synchronen Valenzsyntax und Valenzlexikographie. Mit einem Verbvalenzlexikon zu den *Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439–1440)*. – Tübingen: Niemeyer.
- (1997): Ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache? – In: András Kertész (Hg.): *Metalinguistik im Wandel. Die ‚kognitive Wende‘ in Wissenschaftstheorie und Linguistik*. Frankfurt am Main etc.: Lang (*Metalinguistica* 4) 57–97.
- (1999): Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik. – In: Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke (Hgg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin, New York: de Gruyter (*Studia Linguistica Germanica* 54) 171–223.
- (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. – In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter (*Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.2) 1855–1903.
- (2000a): Der langen Syntax kurzer Sinn. Offenheit statt Ambiguität. – In: Szalai Lajos (Hg.): *Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik*. Szombathely: BDTF, 27–41.
- (2001): Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex. – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 29, 319–331.
- /Kehrein, Roland (2002): Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik. – In: Vilmos Ágel, Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke (Hgg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension*. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 3–28.
- Akinnaso, F. Niyi (1982): On the differences between spoken and written language. – In: *Language and Speech* 25, 97–125.
- Albrecht, Jörn (1988): *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*. – Tübingen: Francke (*Uni-Taschenbücher* 1487).
- Andersson, Svenn-Gunnar/Sigmund Kvam (1984): *Satzverschränkung im heutigen Deutsch. Eine syntaktische und funktionale Studie unter Berücksichtigung alternativer Konstruktionen*. – Tübingen: Narr (*Studien zur deutschen Grammatik* 24).

³⁸ Ich danke für die Unterstützung, die mir im Rahmen eines SZPÖ und dem Projekt ‚Nhd. Grammatik‘ im Rahmen von OTKA (T 034340 NYE) zuteil wird. Für wichtige Hinweise danke ich Mathilde Hennig (Szeged).

- Askedal, John Ole (1998): Zur Syntax infinitiver Verbalformen in den Berthold von Regensburg zugeschriebenen deutschen Predigten. Vorstufe der topologischen Kohärenz-Inkohärenz-Opposition? – In: John Ole Askedal (Hg.): Historische germanische und deutsche Syntax. Frankfurt am Main etc.: Lang, 231–259.
- Auer, Peter (1998): Zwischen Parataxe und Hypotaxe: ‚abhängige Hauptsätze‘ im Gesprochenen und Geschriebenen Deutsch. – In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 284–307.
- Auroux, Sylvain/Kouloughli, Djamel (1995): Für eine ‚richtige‘ Philosophie der Linguistik. – In: Jürgen Trabant (Hg.): Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie. Frankfurt am Main: Fischer, 29–51.
- Barufke, Birgit (1995): Attributstrukturen des Mittelhochdeutschen im diachronen Vergleich. – Hamburg: Buske (Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 12).
- Bech, Gunnar (1955/57; ²1983): Studien über das deutsche Verbum infinitum. – Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 139).
- Behaghel, Otto (1928): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 3. – Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek, Abt. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, Reihe Grammatiken 10).
- Betten, Anne (1987): Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. – Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik 82).
- Brause, Ursula (1994): Lexikalische Funktionen der Synsemantika. – Tübingen: Narr (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 71).
- Carothers, J. C. (1959): Culture, Psychiatry, and the Written Word. – In: Psychiatry 22, 307–320.
- Chomsky, Noam (1969): Aspekte der Syntax-Theorie. – Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 42). [engl. Orig. 1965]
- CLG_{dt} = Saussure, Ferdinand de (²1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. – Berlin: de Gruyter.
- CLG_{fr} = Saussure, Ferdinand de (1972): Cours de linguistique générale. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. – Paris: Payot.
- Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. – München: Fink (Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 3).
- Coulmas, Florian (1996): The Blackwell Encyclopedia of Writing Systems. – Oxford: Blackwell.
- Derrida, Jacques (1983): Grammatologie. – Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 417). [frz. Orig. 1967]
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. – Tübingen: Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte 36).
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch (⁴2001). Hg. von der Dudenredaktion. – Mannheim etc.: Dudenverlag.
- DWB = Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1854–1961): Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. – Leipzig: Hirzel.
- Ebert/Frnhd. Grammatik (1993) = Ebert, Robert Peter (1993): Syntax. – In: Oskar Reichmann, Klaus-Peter Wegera (Hgg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik, Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/12) 313–484.

- Eisenberg, Peter (1977): Zum Begriff der syntaktischen Mehrdeutigkeit. – In: Linguistische Berichte 48, 28–46.
- (1995): Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. Ein Versuch an ausgewählten Themen der Morphologie. – In: Vilmos Ágel, Rita Brdar-Szabó (Hgg.): Grammatik und deutsche Grammatiken. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 330) 23–38.
- (1998–99): Grundriß der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort; Bd. 2: Der Satz. – Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Erfurt, Jürgen (1996): Sprachwandel und Schriftlichkeit. – In: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hgg.): Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung Halbbd. 2. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.2) 1387–1404.
- Feilke, Helmuth (1994): Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens und Verstehens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1998): Idiomatic Prägung. – In: Irmhild Barz/Günther Öhlschläger (Hgg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 390) 69–80.
- Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. – In: Sprache und Literatur 31, 23–42.
- Fleischmann, Klaus (1973): Verbstellung und Relieftheorie. Ein Versuch zur Geschichte des deutschen Nebensatzes. – München: Fink (Münchener Germanistische Beiträge 6).
- FWB = Goebel, Ulrich/Reichmann, Oskar (1986ff.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. – Berlin, New York: de Gruyter.
- Gohl, Christine/Günthner, Susanne (1999): Grammatikalisierung von *weil* als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. – In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18, 39–75.
- Goody, Jack (1977): The Domestication of the Savage Mind. – Cambridge: Cambridge University Press.
- (1987): The interface between the written and the oral. – Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Literacy, Family, Culture and the State).
- /Watt, Jan (1986): Konsequenzen der Literalität. – In: Jack Goody, Jan Watt, Kathleen, Gough (eds.): Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 600) 63–122. [engl. Orig. 1968]
- Greenfield, Patricia M. (1972): Oral or written Language. The Consequences for cognitive Development in Africa, the United States and England. – In: Language and Speech 15, 169–178.
- Günther, Hartmut (1995): Die Schrift als Modell der Lautsprache. – In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 51, 15–32.
- Günthner, Susanne (1999): Entwickelt sich der Konzessivkonkretor *obwohl* zum Diskursmarker? Grammatikalisierungstendenzen im gesprochenen Deutsch. – In: Linguistische Berichte 180, 409–446.
- Härd, John Evert (1981): Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie. – Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis.
- Harris, Roy (1980): The language-makers. – London: Duckworth.

- Haspelmath, Martin (1993): More on the typology of inchoative/causative alternations. – In: Bernard Comrie, Maria Polinsky (eds.): *Causatives and transitivity*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins (Studies in Language Companion Series 23) 87–120.
- Havelock, Eric A. (1992): *Als die Muse schreiben lernte*. – Frankfurt am Main: Hain. [engl. Orig. 1986]
- Helbig, Gerhard (1988): *Lexikon deutscher Partikeln*. – Leipzig: Enzyklopädie.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (²1994): *Handbuch der deutschen Grammatik*. – Berlin, New York: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz (1977): *Die Kalkülisierung der Grammatik*. – Heidelberg: Groos.
- (1992): *Materie ist nicht Gegenstand*. Bemerkungen zur deutschen Übersetzung des «Cours de linguistique général» von Ferdinand de Saussure. – In: Susanne R. Anschütz (Hg.): *Texte, Sätze, Wörter und Moneme*. Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag. Heidelberg: Orientverlag, 283–289.
- Hoffmann/IdS-Grammatik (1997) = Hoffmann, Ludger (1997): B1: Wortarten und interaktive Einheiten. – In: Gisela Zifonun, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7) 23–67.
- Humboldt, Wilhelm von (1824; 1988). *Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau*. – In: Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke. Bd. 6. Berlin, New York: de Gruyter, 526–561. [photomechanischer Nachdruck der Ausgabe 1848, Berlin: Reimer]
- Jaynes, Julian (1993): *Der Ursprung des Bewußtseins*. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [engl. Orig. 1976]
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. – Tübingen, Basel: Francke (Uni-Taschenbücher 1849).
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. – In: *Romanisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- /Oesterreicher, Wulf (1994): *Schriftlichkeit und Sprache*. – In: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use*. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung Halbbd. 1. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1) 587–604.
- Köller, Wilhelm (1988): *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*. – Stuttgart: Metzler.
- (1993): *Perspektivität in Bildern und Sprachsystemen*. – In: Peter Eisenberg, Peter Klotz (Hgg.): *Deutsch im Gespräch*. Stuttgart: Klett, 15–34.
- König, Ekkehard (1990): *Kontrastive Linguistik als Komplement zur Typologie*. – In: Claus Gnutzmann (Hg.): *Kontrastive Linguistik*. Frankfurt am Main etc.: Lang (Forum angewandte Linguistik 19) 117–132.
- Krämer, Sybille (1996): *Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache?* – In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15, 92–112.
- Lancker, Diana Van (1987): *Nonpropositional speech: Neurolinguistic Studies*. – In: A. W. Ellis (ed.): *Progress in the psychology of language*. Vol. 3. Hillsdale, N. J.: Lawrence Erlbaum, 49–118.
- Lehmann, Christian (1985): *Grammaticalization: Synchronic variation and diachronic change*. – In: *Lingua e Stile* 20, 303–318.

- Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. – Berlin, New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 31).
- Luria, Aleksandr Romanovich (1976): Cognitive Development. Its Cultural and Social Foundations. – Cambridge (Mass.): Harvard University Press. [russ. Orig. 1974]
- Malinowski, Bronislaw (1974): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. – In: C. K. Ogden, I. A. Richards: Die Bedeutung der Bedeutung. Supplement. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 323–384. [engl. Orig. 1923]
- McLuhan, Marshall (1995): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. – Bonn etc.: Addison-Wesley.
- Mettke, Heinz (⁵1983): Mittelhochdeutsche Grammatik. – Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Nitta, Haruo (2000): Kontextabhängigkeit und Verbalisierung. Die subordinierende Konjunktion *daß* im Frühneuhochdeutschen. – In: *Energiea* 25, 17–40.
- Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. – Opladen: Westdeutscher Verlag. [engl. Orig. 1982]
- Paul, Hermann (1880; ¹⁰1995): Prinzipien der Sprachgeschichte. – Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6).
- (⁹1992): Deutsches Wörterbuch. Vollständig neu bearb. Aufl. von Helmut Henne und Georg Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kämper-Jensen. – Tübingen: Niemeyer.
- Pavlov, Vladimir M. (1972): Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem. – München: Hueber.
- Raible, Wolfgang (1992): Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration. – Heidelberg: Winter (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1992/2).
- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. – In: Horst Haider Munske, Peter von Polenz, Oskar Reichmann, Reiner Hildebrandt (Hgg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern. Berlin, New York: de Gruyter, 151–180.
- (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? – In: Werner Besch (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main etc.: Lang, 141–158.
- Saussure, Ferdinand de (1997): Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. – In: Jürgen Baumann, Hartmut Günther, Ulrich Knoop (Hgg.): *homo scribens*. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 134) 141–176.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1994): Geschichte der Reflexion über Schrift und Schriftlichkeit – In: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use*. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung Halbbd. 1. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1) 102–121.

- Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. – Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 138).
- (1993a): Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe. – In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest, 59–72.
- (2000): 18 Thesen zum Verhältnis von Grammatik(theorie) und Empirie. – In: Sprachwissenschaft 25, 357–366.
- Schröbler/Mhd. Grammatik (²¹1975) = Schröbler, Ingeborg (1881; ²¹1975) Syntax. – In: Hermann Paul, Hugo Moser, Ingeborg Schröbler: Mittelhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/2) 281–504.
- Schwitalla, Johannes (1997): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. – Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik 33).
- Sitta/Duden-Grammatik (⁶1998) = Sitta, Horst (1998): Der Satz. – In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. – Mannheim etc.: Dudenverlag (Der Duden 4) 609–858.
- Söll, Ludwig (³1985): Gesprochenes und Geschriebenes Französisch. – Berlin: Schmidt (Grundlagen der Romanistik 6)
- Solms, Hans-Joachim (1999): Der Gebrauch uneigentlicher Substantivkomposita im Mittel- und Frühneuhochdeutschen als Indikator kultureller Veränderung. – In: Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke (Hgg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin, New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 54) 225–246.
- Stetter, Christian (1999): Schrift und Sprache. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Trabant, Jürgen (1996): Elemente der Semiotik. – Tübingen, Basel: Francke (Uni-Taschenbücher 1908).
- Zifonun/IdS-Grammatik (1997) = Zifonun, Gisela (1997): E3 1: Der Verbalkomplex und H1: Subordination: Nebensätze. – In: Gisela Zifonun, Ludger Hoffmann, Bruno Streckler (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7) 1238–1287 und 2233–2358.